360.
6 Bde.

B.-1

Eine Fluth von Thränen entströmte den Augen des um das Leben der Gefangenen bittenden Caciquen; und Columbus gab sie frey.

F. Weber Sc.

Die

berühmtesten

See- und Land-Reisen,

nebst

allen interessanten

Entdeckungen

von

Columbus

bis

auf gegenwärtige Zeit.

Erster Band.

Wien, 1804.

Bey B. Ph. Bauer.

RBR
Jantz
#943
Bd. 1

Einleitung.

Wanderungen und Reisen waren in der frühern Periode der Welt eine Seltenheit. Die Menschen hatten damahls noch keine Bedürfnisse, denn sie wußten noch nichs vom Luxus, und verhauchten ihr einfaches Pflanzenleben auf der nähmlichen Stelle, wo sie gebohren wurden. Der ganze Umfang ihres Strebens bestand in nichts mehr als in der Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse, und wenig Plätze, wo Menschen ihre Wohnung aufschlugen, sind ja so arm und so unwirthbar, daß sie nicht diese befriedigen könnten!

Die Verehrer des rohen Naturzustandes des Menschen gehen oft mit Vergnügen in jene Zeit zurück, wo Jagen das vorzüglichste Vergnügen war, wo Milch und heilsame Kräuter die vorzüglichste Nahrung, und reine einfache Natur die Leiterin und Bilderin ihrer Leidenschaften war. Doch ach, es untergrub nach und nach Ehrgeiz die ruhige Wohnung, der ehedem zufriedne Besitzer fing

an, sich nach dem fruchtbaren Wohnorte seines Nachbarn zu sehnen, er wünschte zahlreichere Heerden zu besitzen und in künstlichern und bequemeren Hütten zu wohnen. Ehrgeiz ebnete den Weg für Handel und Wandel, und der Erfolg des Handels war Bildung und Verfeinerung.

Diese Verfeinerung gebahr und vervielfältigte die Bedürfnisse des Menschen, und das Verlangen sie zu befriedigen, gab seinem Geiste reichhaltigen Stoff zum Nachdenken. Man befeuerte den Kunstfleiß, man lohnte die Betreibsamkeit, kurz, jede Kraft der Seele, die bis jetzt unthätig geschlummert hatte, ward nun zum Leben und Thätigkeit geweckt.

So schritt das Menschengeschlecht von der äußersten Einfachheit des Naturzustandes fort zu seiner jetzigen künstlichen Existenz; und wenn auch jener reine Naturzustand mit Recht seine Verehrer hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Verfeinerung der einzige wahre Grund aller jener Kraftäußerungen ist, wodurch der Mensch sich über das vernunftlose Thier und auf die höchste Stufe der Schöpfung erhebt.

Zwar ist es wohl nicht ausgemacht, ob nicht Handel und Wandel eben so viele Bedürfnisse erzeugten, als sie befriedigten, wir würden daher, wenn Mangel an Kenntnissen dieser Bedürfnisse anders Glückseligkeit ist, ohne sie weit glücklicher gewesen seyn: allein der Mensch ward ja nicht zur

Unthätigkeit geschaffen, erhält daher diese seine Thätigkeit nur eine nützliche Richtung, so verschafft sie ihm doch Nutzen oder Vergnügen, und dadurch werden entweder seine oder der Gesellschaft Vortheile erhöht.

So schlummerten auch der Seele edelste Gefühle in stumpfer Unthätigkeit, bis angeschaffte Bedürfnisse sie zur Thätigkeit weckten. Wer hatte Gelegenheit liebreiche Hülfe zu leisten, wenn Niemand da war, der ihrer bedurfte? Wer konnte Handlungen der Menschlichkeit und des Mitleids vollbringen, wenn alle Menschen gleich reich an Vermögen und Freuden waren? Durch Ausdehnung der Grenzen der Wissenschaften und des Fleißes haben wir wahrscheinlich die Summe menschlicher Glückseligkeit vergrößert. Derjenige, der uns mit etwas bekannt macht, das wir vorher noch nicht kannten, erzeigt uns ja eine Wohlthat; und der, welcher einen Mangel, den ein anderer fühlt, abhilft, und sollte auch bloß Eigennutz ihn leiten, verdient allemahl den Dank gebildeter Menschen.

Aus dieser kurzen Erläuterung, die auch allenfalls den Gesichtspunkt angeben mag, aus welchem die nachstehende Sammlung vorzüglich zu betrachten ist, erhellt ganz deutlich, daß, obschon Wißbegierde hin und wieder Einen leitete, dennoch die Sucht zu gewinnen und die Begierde den Handel zu befördern, die vorzüglichsten Ursachen der meisten Auswanderungen, so wie der Verfeinerung der Menschen, waren.

Je mehr daher diese Lust zu gewinnen zunahm, desto mehr gab man sich Mühe, neue Länder zu entdecken, und das ganze Menschengeschlecht ward durch ein Band, freylich weniger rein als das Band rücksichtsloser Geselligkeit, aber doch nicht weniger fest und wirkend als dieses, verbunden.

Indessen dauerte es doch ziemlich lange, bis das Menschengeschlecht allgemein civilisirt wurde, denn mancherley Ursachen hinderten in früheren Zeiten die Näherung und Verbindungen der Nationen untereinander. Selbst die thätigsten und wißbegierigsten Menschen wagten vor Erfindung der Magnetnadel es kaum die benachbarten Küsten zu besuchen, und Reisende zu Lande waren fast eben so selten.

Endlich trieb allmählig, nachdem der Kompaß erfunden war und die Fahrten der Reisenden mit mehrerer Sicherheit geleitet werden konnten, Golddurst und der Hang zum Neuen die unternehmendsten Köpfe, und sie versuchten es, ihre Verbindungen mit andern Nationen zu erweitern. Jeder neue Versuch brachte neuen Nutzen oder neues Vergnügen. Ein Columbus entdeckte eine neue Welt, und ein de Gama überlieferte uns die Schätze des Orients, und zwar mit einer Schnelligkeit, mit der kaum die Produkte irgend eines Reichs von einem Ende desselben zum andern geschafft werden können.

Seit diesem Zeitpunkte machte wenigstens Eu-

ropa unglaublich schnelle Fortschritte in allen Kenntnissen, die den Reiz und den Werth des Lebens erhöhen. Nicht selten zwangen Erzählungen sonderbarer Reisen und Abentheuer selbst den Gefühllosen Verwunderung oder wohl gar ein Lächeln ab; und für den Forscher waren sie öfters belehrend.

Der Mensch, als Weltbürger, nimmt von Natur Antheil an allem, was seine Nebenmenschen betrifft. Die rohesten Züge sowohl äußerer Bildung als des Charakters reizen ihn, schon der Sonderbarkeit wegen, zu Wünschen und zur Nachahmung, oder sie trösten ihn, wenn er Vergleiche zwischen sich und ihnen anstellt. Er faßt den Gesichtspunkt, den diejenigen hatten, die sich die Mühe gaben, ihn zu belehren oder zu unterhalten; man sieht ihn innigen Antheil nehmen an den Gefahren, die sie ertrugen, so wie an den muthvollen und beharrlichen Entschlüssen, die es ihnen möglich machten, jene Gefahren zu überwinden.

Daher ist auch wohl unter allen bekannten, eben gerade nicht zum Lebensunterhalt nothwendigen Lesereyen, dem gebildeten Menschen keine angelegentlicher zu empfehlen, als Reisebeschreibungen, weil sie Unterhaltung mit Belehrung auf die angenehmste Art verbinden.

Von dieser Art Lektüre hat nun vorzüglich England von Zeit zu Zeit Mehreres geliefert, davon einiges zu bändereichen und kostbaren Werke anwuchs. Was indessen auch immer diese größe-

ren Werke für Vorzüge im Einzelnen haben mögen, so ist doch keins darunter, das nicht entweder durch Alter außer Gebrauch gekommen, oder durch spätere Entdeckungen unvollständig geworden wäre. Frühere Reisebeschreibungen enthalten eine Menge Unrichtigkeiten, die mehr aus Mangel an damahls noch unbekannten Hülfsmitteln, als aus Absicht entstanden; denn, als noch Künste und Wissenschaften nicht zu dem gegenwärtigen Grade von Vollkommenheit gediehen waren, wie konnte da der aufmerksamste Beobachter, selbst bey angestrengtem Fleiße, die richtigsten Bemerkungen machen? Daher wird nun auch Vieles, was ehedem mit dem größten Fleiße aufgezeichnet war, jetzt mit Recht, durch neue mit Geschmack und Sachenkenntniß geschriebene Werke verdrängt. Blos wiederholt angestellte Untersuchungen können jetzt einem Werke dieser Art einen Grad von Vollkommenheit geben, und die neuesten Erfahrungen, verglichen mit den ältern, die bey aller Anstrengung alles leisteten, was sie damahls konnten, beweisen, daß noch unendlich viel übrig ist; um den Wißbegierigen zu befriedigen und dem denkenden Kopfe volle Beschäftigung zu geben.

So verdrängte also immer eine Sammlung von Reisebeschreibungen von Zeit zu Zeit die andere, und seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen im Einzelnen eine Menge kleinerer Reisen und Wanderungen, deren jüngster Verfasser immer die besten Bemerkungen machen konnte und machte, weil er die Erfahrungen all' seiner Vorgänger vor sich hatte, sie zu prüfen und

mit neuen Ansichten und Erfahrungen zu bereichern die schönste Gelegenheit fand. Alle Bemerkungen daher, welche Sitten und Gebräuche der Völker, Boden, Klima, Produkte, Natur- und Kunstseltenheiten betreffen, findet man bestimmter und richtiger in den neuesten Werken dieser Art.

Jedoch der Aufwand, den eine Sammlung auch nur der neuesten Reisen verursachen würde, die Zeit, die dazu gehört, um sie alle durchzulesen, das geringe Interesse, welches ein großer Theil von Lesern an geographischen und andern im völlig langweiligen Nachrichten nimmt, erzeugte die Idee, daß es vielleicht gut und nützlich seyn dürfte, eine Sammlung zu veranstalten, deren Inhalt nicht ermüdend, sondern interessant und dabey möglichst wohlfeil seyn könnte.

Um dieß zu erreichen, liefern hier die Sammler in gedrängter Kürze, jedoch mit gehöriger historischer Richtigkeit, Erzählungen der berühmtesten und interessantesten See- und Landreisen, Entdeckungen und Schiffbrüche, mit Hinweglassung aller technischen Phrasen und häufigen Kleinigkeiten, so weit es sich nähmlich thun ließ. Ihr Plan war, die ungeheure Menge von Werken dieser Art auf eine kleine Anzahl Bände zu beschränken, und sie in einerley Styl und in einer fortlaufenden Erzählung zu liefern; dabey jeden Umstand, der unterhalten oder belehren, die Einbildungskraft beschäftigen und das Herz gefühlvoller machen kann, sorgfältig aufzufassen. Ihr Hauptzweck ist: durch

treue Darstellung von Charakteren und Begebenheiten, begleitet durch treffende Bemerkungen, den Menschen zum Menschenfreunde zu machen.

Auch ist diese Sammlung mit beständiger Hinsicht auf jugendliche Unschuld und auf weibliches Zartgefühl geschrieben, sie kann daher jungen Lesern beyderley Geschlechts ohne Bedenken, und sogar mit den besten Aussichten unausbleiblichen Nutzens in die Hände gegeben, und selbst in Schulen und Erziehungsanstalten als ein gutes Lesebuch eingeführt werden.

Entdeckung von Amerika.

Christoph Columbus's erste Reise.

Ueberzeugt, daß es einem zartfühlenden Herzen wohl thue, diejenigen kennen zu lernen, die durch wichtige Entdeckungen und durch wissenschaftliche Aufklärung Wohlthäter ihrer Nebenmenschen wurden, wollen wir, so kurz als es unbeschadet des Wesentlichen geschehen kann, eine biographische Nachricht von allen denen liefern, deren Reisen in der nachfolgenden Sammlung aufgestellt werden sollen.

Die Geschichte des berühmten Columbus, mit dessen Nahmen die Sammlung beginnt, ist so genau mit seinen Reisen und Entdeckungen verwebt, daß es am beßten ist, sie aus diesem genau zu zeichnen.

Von seinen Aeltern, so wie von seiner frühern Erziehung, gibt es nur wenig glaubwürdige Nachrichten. Er war im Jahre 1442 zu Genua gebohren, und seine Landsleute werden sich ewig der Ehre rühmen können, mit ihm einerley Vaterland zu

haben. Sein Vater soll, wie man sagt, ein Woll-Kämmer, und er selbst Anfangs zu dem nähmlichen Geschäfte bestimmt gewesen seyn. So viel weiß man indessen bestimmt, daß er fleißig und mit gutem Erfolge auf der Universität zu Pavia Mathematik studierte! und daß dieses Studium ihn in der Folge, als er es auf seinen Seereisen praktisch betrieb, auf richtigere Begriffe von der Gestalt der Erde leitete, als sie damahls alle seine Zeitverwandten hatten, und das er durch dasselbe die Grenzen des Wissenswürdigen, so wie die der bekannten Erde erweitert hat.

Der richtige Begriff, denn sich dieser große Kopf von unserm Erdball gemacht hatte, war der eigentliche Grund seiner Unternehmungen, obgleich die Unrichtigkeit der damahligen Landcharten ihn vieles ganz anders darstellte, als es wirklich war.

Columbus also hatte sich vorgenommen einen nähern Weg nach Indien und China, und zwar westwärts, aufzusuchen. Venedig und Genua hatten zu jener Zeit fast den Alleinhandel in ganz Europa, es war daher kein Wunder, daß ein immerwährender Krieg, der aus Handelsneid entstand, ihre Staaten beunruhigte. Demungeachtet behielt Venedig immer das Hauptgewicht, und es hatte beynahe den gesammten Handel des Orients, der seine Bedürfnisse bisher über Egypten und das rothe Meer bezog, an sich gerissen.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß Columbus, ein Eingebohrner des zweyten Handlungsstaats, zuerst durch Patriotism getrieben, seinem Vaterlande jene Handlungsvortheile zuzuwenden wünschte, und also einen nähern Weg nach Indien aufzusuchen sich bemühte; allein furchtsame Vorsichtigkeit, erhöht durch die Meynung, daß so was

unmöglich sey, beraubte Genua dieser ihr wirklich zugedachten Vortheile. Columbus, der seine Pflicht als guter Staatsbürger erfüllt zu haben glaubte, fühlte sich nun, nachdem er seinem Vaterlande Vorschläge, neue Entdeckungen zum Vortheile desselben zu machen, und seine Dienste angebothen hatte, von jener Vaterlandspflicht frey, und wandte sich zunächst an den Hof von Frankreich. Aber auch hier ging's ihm nicht besser.

Nun schickte Columbus seinen Bruder Bartholomäus in dieser Absicht nach England, wo damahls Heinrich VII. regierte; allein der arme Bartholomäus hatte das Unglück unterwegs in die Hände der Seeräuber zu gerathen und rein ausgeplündert zu werden. Er kam also in sehr ärmlichen Umständen in London an, und war daher nicht im Stande, sich in seinem Aufzuge dem Könige vorstellen zu lassen. Doch es schien beharrlicher Fleiß eine Familientugend der Columbus zu seyn, auch unserm Bartholomäus war sie eigen, er zeichnete und verkaufte General- und Specialcharten, und kam wirklich in kurzer Zeit so in Ruf und Kundschaft, daß seine Einkünfte es möglich machten, sich anständig zu kleiden und Audienz beym Könige zu suchen. Das geschah dann auch im Jahre 1488. Er fand Beyfall und Aufmunterung, und unterhandelte wirklich mit Heinrichen, noch einige Jahre früher, als sein Bruder Christoph wirklich den Mann fand, der seine Absichten begünstigte; jedoch ward England die Ehre dieser Entdeckung nicht zu Theil.

Indessen nun Bartholomäus dem englischen Hofe seine Vorstellungen machte, hatte sich sein Bruder, dieser Entwurfreiche Kopf, an den Hof

von Portugal gewandt, wurde aber mit Spott und Verachtung abgefertigt.

Große Geister besitzen eine Festigkeit, die sie über alle Unannehmlichkeiten erhebt, und jeder Entwürfemacher ist voller Enthusiasm, so wie er seyn muß, um gemachten Plänen Ausführung zu verschaffen. Auch unser Columbus war nicht außer Fassung zu bringen. Er ging nach Castilien und erboth Ferdinanden und Isabellen seine Dienste. Acht lange Jahre hindurch ward er von einer Zeit zur andern vertröstet, mußte Spötteleyen und sogar den Verdacht der Unwissenheit erdulden, bis endlich seine Beharrlichkeit ermüdet wurde, und er Castilien verließ, um in England seinen Bruder, dessen verbesserte Glücksumstände ihm völlig unbekannt waren, aufzusuchen.

Auf einmahl ward er wider alles Erwarten durch die Königin Isabelle, auf ernstliches und anhaltendes Verlangen ihres Beichtvaters, zurückberufen, und Isabelle bequemte sich nunmehro, Columbus Forderungen zu bewilligen, und ihm das zu einer solchen Reise nothwendige Geld anzuweisen.

Jetzt wurde unser langmüthiger Entwürfemacher zum Admiral erhoben. Es war festgesetzt, daß alle bürgerlichen Aemter auf den Inseln und in den Ländern, die er entdecken würde, einzig durch ihn besetzt werden sollten, daß er für die Indischen Angelegenheiten Richter in Spanien bestimmen sollte; auch sollte er, außer den Besoldungen und andern Einkünften, die ihm als Admiral, Vicekönig und Gouverneur zukamen, noch nach dem Gewinne, der durch diesen fremden Handel entstehen, und von den erhöhten Landeseinkünften, die

durch seine Entdeckung wachsen würden, einen gewissen Antheil haben.

Nachdem nun also diese vorläufigen Bedingungen gehörig gesichert waren, ging Columbus nach Palos, um die Ausrüstung der kleinen seinem Kommando anvertrauten Flotte unter seinen Augen zu veranstalten. Die ganze Flotte bestand aus drey kleinen Fahrzeugen, der Santa Maria, der die Admirals-Flagge aufgepflanzt war, der la Pinta unter Martin Alonzo Pinzo's Kommando, und der la Nina unter dem Capitain Vinzent Yanez Pinzo, Bruder des Vorigen, beyde aus Palos gebürtig.

Lebensmittel und die gehörigen Schiffsvorräthe waren jetzt beysammen, und die Flotte stach mit neunzig Seesoldaten bemannt, Sonnabends, am 3. August 1492, in See. So klein auch in neuern Zeiten die Stärke der Schiffe und Mannschaft scheinen dürfte, so hat sie doch zu weit wichtigern Begebenheiten geleitet, als irgend eine Unternehmung, die jemahls durch Menschen begonnen wurde, und sie gebahr wirklich das Schicksal der alten und neuen Welt.

Gleich am ersten Morgen nach der Abreise ereignete sich das erste Unglück; es brach, wie man vermuthete, durch Verwahrlosung einiger, die gegen diese Reise waren, das Steuerruder der la Pinta. Jedoch Capitain Pinzon, ein tüchtiger Seemann, setzte das Steuerruder bald wieder in Stand, und die Reise ging weiter, bis unglücklicherweise am Dienstage das Steuerruder zum zweitenmahle losging, und Columbus abermahls Anker legen mußte. Der abergläubische und furchtsame Theil der Seesoldaten legte das gleich für ein böses Vorbedeutungszeichen aus, allein Columbus bemerkte

sehr richtig und treffend, das es nie ein böses Vorbedeutungszeichen geben könne, wenn Menschen im Begriff wären gute Handlungen zu begehn. Man steuerte nun, wiewohl nicht ohne Beschwerlichkeit, das schadhafte Schiff bis nach den canarischen Inseln, die man am Donnerstage nach Tages Anbruch erblickte.

Hier setzte der Admiral seine Flotte wieder in segelfertigen Stand und verbesserte einiges daran, nahm frischen Proviant, Holz und Wasser, und ging am 6. September von Gomora mit schwachen Winde westwärts unter Segel.

Drey Tage nachher verlohren sie Ferro, die äußerste Spitze des damahls bekannten Landes, aus dem Gesichte, und mehrern Seesoldaten, die sich die Möglichkeit dachten, daß sie nie wieder Land erblicken würden, rollten häufige Thränen über die Wangen. Doch Columbus suchte diesen Kummer zu mildern, er erheiterte ihre Aussichten, indem er ihnen vorstellte, daß sie sicher Reichthümer und Glück zu erwarten hätten; belebte durch seine eigene Beherztheit und Munterkeit die Niedergeschlagenen mit neuem Muthe, und nahm zu dem kleinen unschädlichen Kunstgriffe seine Zuflucht, daß er ihnen täglich weiß machte, sie wären nur so und so weit und also noch nicht gar zu sehr von ihrem Vaterland entfernt, was sie denn, bey der allgemein unter ihnen herrschenden Unkunde der Ortsentfernungen, auch glaubten. Doch in Ansehung der Zeit war kein Kunstgriff möglich.

Endlich ward der Admiral am 12. Septbr. 150 Seemeilen westwärts von Ferro einen großen Baum gewahr; der, wie es schien, schon lange von den Wellen mußte getrieben worden seyn. Auch bemerkte er einen Seestrom, der stark nach Nord-Ost zu-

trieb, und die Magnetnadel wich, als er noch fünfzig Meilen weiter war, und je weiter er kam, desto mehr ab, welcher Umstand denn, den er jetzt zum erstenmahle entdeckte, ihn in nicht geringes Erstaunen und Verlegenheit setzte.

Am 14. wurde die Mannschaft der Nina durch das Erscheinen eines Reihers und eines andern Vogels aus der Gegend des Wendekreises angenehm überrascht. Tags darauf fand man das Meer mit grün und gelben Kräutern bedeckt, und unter diesen sogar einen lebendigen Seekrebs, kein undeutliches Zeichen, daß man nicht so gar weit mehr vom Lande entfernt seyn könne.

Vier Tage später kam der Kapitain der la Pinta, die immer vorausseglete, zurück zum Admiral, und berichtete, daß er so eben eine große Anzahl Vögel westwärts ziehen gesehen habe, und daß man nun bald Land erblicken müßte, welches er schon sehen zu können glaubte. Der Admiral hielt sich indessen überzeugt, daß es bloß Einbildung sey, und ließ sich, ungeachtet die Mannschaft es verlangte, doch nicht überreden, seinen Weg zu ändern.

Am folgenden Tage endlich, als er eine ganze Schaar Seegallen entdeckte und der Meinung war, daß diese so gar weit nicht fliegen könnten, fing er selbst an, Hoffnung zu fassen, daß man nun bald Land sehen müsse, konnte aber doch mit dem Senkbley noch keinen Grund finden.

Drey Tage darauf fing man ein Wasserhuhn, man sah vieles Meergras, auch kamen drey Singvögel auf das Schiff.

Den nächsten Tag entdeckte man abermahls einen Vogel aus der Gegend des Wendekreises, auch traf man so viel Meergras an, daß man wirk-

lich besorgt wurde, die Schiffe möchten durch dasselbe in ihrem Laufe gehindert werden.

Diese kleinen Umstände würden in jeder andern Reisebeschreibung kaum des Niederschreibens werth seyn; wenn man aber betrachtet, wie unternehmend der Mann war, der die hier beschriebene Reise leitete, welche Folgen daraus entstanden, so wird man zugeben, daß jeder auch noch so kleine Umstand, aus dem sich der Erfolg der Reise bildete, immer und ewig merkwürdig seyn muß.

Bisher hatte die Flotte noch immer mit vollem Winde gesegelt, deßwegen war die Mannschaft in der fürchterlichsten Verlegenheit, daß wenn er so bleiben sollte, es für sie unmöglich seyn würde, wieder nach Hause zu kommen, denn er wäre ihnen dann gerade entgegen gewesen. Aber jetzt setzte sich der Wind um nach Nord-Westen. So wenig das nun auch dem Admiral angenehm war, so benutzte er doch die sehr gute Gelegenheit, seine Mannschaft auf eine schickliche Weise zu beruhigen. Allein das half nichts; statt Beweise und Gründe anzunehmen, wurde das Murren immer lauter und bedenklicher, und ganz gewiß würde eine förmliche Meuterey entstanden seyn, hätte sich nicht der Wind zum zweytenmahle umgesetzt, und das Erscheinen einer Taube und mehrerer kleinen Vögel, die westwärts herkamen, Nähe des Landes verkündigt.

Je öfter indessen die Mannschaft durch ähnliche Zeichen bisher hintergangen worden war, destomehr sank bey jedesmahliger fruchtloser Erscheinung ihr Muth. Sie fingen nicht nur an laut über ihren Admiral zu klagen und zu behaupten, daß er sie bloß seinen unbegründeten Meinungen oder vielleicht wohl gar aus bloßem Eigennutze unvermeidlichen Gefah-

ren aussetzte; sie behaupteten, daß sie bisher ihren Muth und Beharrlichkeit hinlänglich bewiesen hätten, und fingen endlich sogar an zu erklären, daß sie den Columbus nunmehr zur Rückkehr zwingen würden. Eben war es unter ihnen beschlossen worden, den Admiral über Bord zu werfen, und, wenn sie nach Hause kämen, zu sagen, er sey bey einer seiner angestellten Beobachtungen von ungefähr in's Meer gefallen.

Columbus wußte von allen diesen geheimen Rathschlägen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit wußte er den völligen Ausbruch einer Unruhe zu verhindern. Bald bewies er seiner Mannschaft, daß er aus Pflicht so handele, bald machte er sie aufmerksam auf die ihm höhern Orts ertheilte Gewalt, und erklärte, daß er sie nicht eher als mit seinem Tode aufgeben werde. Dann tadelte er bisweilen ihre Ungeduld und Kleinmuth, bewies ihnen die Grundlosigkeit ihrer Furcht, und mahlte ihnen die Hoffnung in so lieblichen Farben, daß dadurch wirklich ihre geheimen Entschlüsse zerstört und ihre Wuth entkräftet wurde.

So dauerte Columbus gefährliche Lage fort bis zum 25. September Abends, als Pinzon, der vor dem Admiralschiffe segelte, plötzlich „Land! Land!" rief, und westwärts hinzeigte, wo man tief am Horizonte etwas einer Insel Aehnliches erblickte. Diese Erscheinung machte auf das Schiffsvolk so einen feyerlichen Eindruck, daß sie auf die Knie fielen und Gott mit heißer Inbrunst dankten. Selbst Columbus, der noch immer nichts mehr als eine abermahlige Täuschung erwartete, stand die halbe Nacht hindurch mit unverwandten Blicken gegen das vermeinte Land gekehrt, das am Morgen des folgenden Tages in Luft und Nc-

bel zerfloß, und Muthlosigkeit und Widerwillen zurückkehren machte. Doch der Admiral blieb sich gleich, und seine Furchtlosigkeit ward durch nichts erschüttert. Drey Tage später wurden die Seeströme unregelmäßig, und Seegallen und fliegende Fische umgaben nunmehr die Schiffe in ganzen Schaaren.

Erscheinungen der Art waren auf dieser gewagten Reise immer ein sehr glücklicher Umstand gewesen, den sie unterhielten die Hoffnung der Mannschaft, und belebten sie sogar von neuem, wenn sie wirklich schon ganz verloschen war.

Am 3. Oktober war dieser angenehme Besuch abermahls verschwunden. Das Schiffsvolk meinte, man müßte zwischen Inseln durchgesegelt seyn, und forderten den Admiral allen Ernstes auf, entweder rechts oder links zu segeln, um das vermeinte Land, vor dem sie vorbeygesegelt zu seyn glaubten, zu finden. Allein Columbus wollte den günstigen Wind, der ihn westwärts trieb, nicht verlieren, auch wollte er sein Ansehen nicht dadurch schwächen, daß er sich durch unbegründete Vermuthungen oder wohl gar durch Drohungen seiner Mannschaft verleiten ließe, seinem Entschlusse ungetreu zu werden; er schlug daher ihre Forderungen rund ab.

Statt daß nun diese Beharrlichkeit hätte Zutrauen erregen sollen, benannte man sie vielmehr Halsstarrigkeit und Tollheit, und die Mannschaft war jetzt wirklich auf dem Punkte einen verzweifelten Entschluß auszuführen, als ein neuer Zug von Westen kommender Sperlinge und anderer Vögel von neuem ihren Ungestüm besänftigte.

Am 7. Oktober erschienen endlich neue obschon nicht zuverläßige Zeichen, das Land in der Nähe

seyn müsse. Jedoch hatte widriger Erfolg schon so oft auch die schönsten Erwartungen begleitet, so daß nun keiner mehr es wagen wollte „Land" zu rufen, obschon demjenigen, der es zuerst entdecken oder verkündigen würde, eine lebenslängliche Pension von fünf und vierzig Thalern zugesichert war. Auf einmahl feuerte die Nina, welche sehr schnell segelte, und daher immer voraus war, eine Kanone ab und pflanzte, zum Zeichen einer gemachten angenehmen Entdeckung die Flagge auf, allein auch diese Hoffnung scheiterte, denn je weiter man vorwärts segelte, desto mehr überzeugte man sich, daß es abermahls Täuschung gewesen war.

Am folgenden Tage ward die fehlgeschlagene Hoffnung der Mannschaft durch eine neue Erscheinung ganzer Züge von Meergeflügel und kleinen Landvögeln wieder aufgeheitert. Columbus, der fest überzeugt war, daß diese Landvögel keinen weiten Flug machen könnten, that was mehrmahls die Portugiesen thaten, und wodurch sie manches Land und manche Insel entdeckten, er folgte dem Zuge dieser Vögel, änderte seine Richtung, und nahm sie, nachdem er von den canarischen Inseln 750 Seemeilen westwärts gemacht hatte, nunmehro südwest.

Ungeachtet er nur einen Plan machte, der bey Andern so oft von gutem Erfolge begleitet gewesen war, ungeachtet der fortwährenden Besuche verschiedener Arten von Vögeln, ungeachtet der merklichen Veränderung der Luft, die sogar mit aromatischen Dünsten erfüllt war, stieg jetzt doch die Aufgebrachtheit des Schiffsvolks auf Aeußerste, und ein förmlicher Aufruhr, der sie Alle zu Grunde gerichtet haben würde, war eben im Begriff gegen den Admiral auszubrechen, als der Augenschein am 11.

Oktober selbst die Halsstarrigsten und Ungläubigsten überführte, daß sie nun nicht mehr so sehr weit vom Lande entfernt seyn könnten.

An diesem Tage entdeckte der Admiral grünes Riedgras und einen großen Klippfisch; die Mannschaft der Pinta fischte einen sonderbar geschnitzten Stab und ein Bretchen auf, und ward zugleich eine Menge Gras und Kräuter, die nur erst vom Ufer abgespült seyn mochten, gewahr. Das Schiffsvolk der Nina fand einen Dornstrauch voll rother Beeren.

Der Admiral, der jetzt wohl nicht länger zweifeln konnte, daß Land in der Nähe seyn müsse, hielt in der Nacht eine Rede an die Mannschaft, erinnerte sie an die Güte des Allmächtigen, der ihnen auf der ganzen Reise günstige Witterung verliehen hatte, und ermahnte sie, aufmerksam zu seyn, weil er am folgenden Tage ganz gewiß Land zu entdecken vermuthe. Auch versprach er, noch außer der obenerwähnten Pension, demjenigen, der zuerst Land sehen würde, ein Wamms von Sammt.

Wenige Augenblicke, bevor er sich in die Cajüte zurück begab, dünkte es ihm, Etwas zu sehn, was einem Feuer an irgend einem Ufer ähnlich schien. Er zeigte in die Gegend hin, und einer von den Seeleuten bemerkte es auch; das gab ihrer Anstrengung neue Kräfte und Schnelligkeit, und vergrößerte ihre Aufmerksamkeit und ihre Vorsicht.

Hierauf gab um zwey Uhr des Morgens die Pinta das Signal „Land!" Ein Matrose hatte es in der Entfernung von zwey Seemeilen zuerst gesehen. Allein die Pension bekam nicht er, sondern der Admiral, weil er zuerst das Feuer entdeckt hatte.

Die Schiffe segelten jetzt mit vollem Winde

vorwärts, und in der Zwischenzeit zwischen der Entdeckung und Tagesanbruch stieg ängstliche Erwartung aufs Aeußerste; denn ihre Augen sollten jetzt eine ganz neue Welt begrüßen; und wahrlich, wer dieß ohne Rührung, ohne Theilnahme an den Gefühlen Columbus und den Freuden seiner Mannschaft liest, muß ein Herz besitzen, daß für jedes Gefühl kalt und unempfänglich ist.

Endlich ward es lichter Tag, und jede Besorgniß getäuschter Erwartung schwand. Da lag vor den Augen der Reisenden eine Insel, die gegen funfzehn Seemeilen breit zu seyn schien, theils flach, theils waldig; reizende Ströme durchschnitten sie, und in ihrer Mitte erblickte man einen großen See.

Neugierig kam eine ungeheure Zahl Einwohner, die die Schiffe für lebendige Geschöpfe hielten, an's Ufer gelaufen. Die Begierde der Spanier, den weitern Erfolg und die nähern Umstände dieser interessanten Entdeckung zu erfahren, stieg jetzt aufs Höchste. Man legte mit möglichster Eile die Schiffe vor Anker. Es wurden drey Bothe ausgesetzt, auf deren ersten der Admiral, wohlbewaffnet und mit der königlichen Fahne, auf den beyden übrigen aber die Capitains der andern beyden Schiffe mit ähnlichen Fahnen; wodurch sie die Oberherrschaft bezeichnen wollten, für die sie die Unternehmung gemacht hatten, sich befanden.

So bald sie das Land betreten hatten, fielen sie auf die Knie, dankten Gott und küßten den Boden unter Thränen der Freude. Hierauf stand der Admiral auf, belegte die Insel mit dem Nahmen St. Salvador, jetzt Cat-Island*), und nahm mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten im Nah-

*) Eine von den Antillen.

men des Königs von Spanien davon Besitz. Die Mannschaft erkannte ihn von nun an als ihren Admiral und Vicekönig, bath ihn, des während der Reise angethanen Unrechts und Beleidigungen wegen um Verzeihung, und leistete ihm den Eid der Treue und eines unverbrüchlichen Gehorsams.

Eine Menge Indianer waren Zeugen dieser Feyerlichkeit. Columbus benutzte diesen Umstand, und machte ihnen, da sie ein einfaches gutmüthiges Völkchen zu seyn schienen, allerhand kleine Geschenke von rothen Mützen, Schnuren von Glasperlen und dergleichen Sachen mehr, die sie alle mit außerordentlicher Freude annahmen. Und als er endlich wieder ins Boot stieg, so folgten ihm eine Menge von ihren Canoes mit Papagayen, baumwollenem Garne, Wurfspießen und mehrern Landesprodukten, die sie gegen europäische Kleinigkeiten vertauschten.

Die Eingebohrnen dieser Insel waren von olivengrüner Gesichtsfarbe, mittlerer Größe und wohlgebildet. Sie hatten vieles und feines schwarzes Haar, das über den Ohren abgeschoren war; Manche trugen es auch in Locken. Ihre Gesichtszüge waren offen, und obschon die Stirn etwas zu sehr hervorragte, so war doch ihre Bildung mehr regelmäßig. Einige davon hatten sich schwarz; weiß und roth bemahlt, übrigens aber waren sowohl Manns- als Weibspersonen auf die einfachste und natürlichste Weise gekleidet. Mit den Eigenschaften des Eisens waren sie so unbekannt, daß sie die Schneide eines Schwerdtes, ohne einen Begriff zu haben, daß sie sich damit verletzen könnten, angriffen. Demungeachtet wußten sie, was Krieg, diese Pest sowohl gebildeter als ungebildeter Nationen, sey; denn, als man sie durch Zeichen frag-

te, wie sie zu den Narben, die sie hatten, gekommen wären? so antworteten sie auf die nähmliche Weise, daß sie sie bey Gelegenheit der Vertheidigung gegen ihre Nachbarn, die sie zu Sklaven zu machen die Absicht gehabt, erhalten hätten.

Am folgenden Morgen kam eine Menge Indianer auf Canoen zu den Schiffen. Diese Canoen bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamme, einige sind klein, andere können bis vierzig Personen fassen. Sie werden durch Riemen gerudert.

Die Indianer trugen weder Juwelen noch irgend einen Schmuck von Metall, eine kleine Goldplatte ausgenommen, die von ihren Nasenlöchern herabhieng. Dieses kostbare Metall kam, wie sie durch Zeichen verständlich machten, von Süden und Südwesten, wo große und volkreiche Länder seyn sollten.

Alles was nur europäisches Produkt oder Fabrik war, es mochte noch so unbedeutend seyn, wurde jetzt mit der größten Begierde von ihnen aufgekauft. Einige dachten wunder was sie hätten, wenn sie drey messingne Medaillen, die kaum zwey Pfennig werth waren, für fünf und zwanzig Pfund gut gesponnene Baumwolle eintauschen konnten. Nicht etwa, daß sie geglaubt hätten, der innere Werth dieser Dinge sey von sonderlichem Belange, sondern blos Neuheit gab diesen Sachen bey ihnen solchen Werth, und sie wünschten in der Unschuld ihres Herzens und aus völliger Unwissenheit, daß es außer ihnen und ihren Nachbarn noch andere Menschen gebe, etwas zum Andenken an diese vom Himmel herabgekommenen, für die sie die Weissen hielten, zu besitzen.

Der Admiral verließ nun den Platz, wo er zuerst gelandet hatte, und fuhr längst den Küsten

der Insel hin. Eine Menge Volks begleitete ihn am Ufer, und gab ihm auf mancherley Weise Zeichen der Verwunderung und Freude. Hier entdeckte er eine große Bay oder Hafen; nicht weit davon kam er an eine Halbinsel, und fand darauf Häuser und Pflanzungen, die eben so reitzend waren, als Spaniens schöne Gegenden in der schönsten Zeit des Jahres. Nachdem er aber von einigen Indianern durch Zeichen eine Auskunft erhalten hatte, und sah, daß dieß das Land nicht war, welches er suchte, so kehrte er wieder zu seinem Schiffe zurück, und ging von neuem nach einigen in weiter Ferne sichbaren Inseln unter Segel.

Kaum hatte er sieben Seemeilen weit gesegelt, so berührte er das westliche Ende einer andern Insel, die etwa zehn Seemeilen lang seyn konnte, und gab ihr den Nahmen Santa Maria de la Conception, doch fand er hier, daß die Einwohner sehr wenig von jenen, die er so eben verlassen hatte, verschieden waren, setzte also seinen Lauf weiter westwärts fort, und landete an einer Insel, die von Nord-west nach Süd-ost eine Breite von acht und zwanzig Seemeilen hatte, und die er Fernanda nennte.

Auf dieser Reise traf er einen Indianer auf einem Canoe, der in einem Körbchen eine Schnur Glasperlen und zwey kleine portugiesische Münzen, die auf St. Salvador eingetauscht waren, bey sich führte; vermuthlich war er damit nach Fernanda gesandt worden, um dort die so eben vorgefallene große Neuigkeit bekannt zu machen. Er nahm ihn auf sein Schiff, behandelte ihn mit außerordentlicher Artigkeit, beschenkte ihn mit einigen Kleinigkeiten, damit dieser Mann dem Volke, das er so eben besuchen wollte, eine gute Mei-

nung von ihm beybringen möchte, und setzte ihn dann wieder aufs Land.

Dieser Einfall hatte auch wirklich den gewünschten Erfolg. Kaum näherte sich Columbus den Küsten, so kamen auch schon die Einwohner auf ihren Canoes von allen Enden hergeströmt, um ihre Waaren — dieselbigen, die er auf St. Salvador getroffen hatte — zu vertauschen. Die Einwohner dieser Insel schienen schon etwas mehr Scharfsinn und Bildung zu haben; die Frauen trugen Gürtel von baumwollenen Zeuge; die Wohnungen bestanden in einer Art von Zelten, worin man jedoch sehr wenig Hausgeräth wahrnahm; die Betten waren Netze, die auf zwey Seiten festhingen; ihr einziges Hausthier war der Hund, welcher jedoch nicht bellte; und ihre vorzüglichste Nahrung Fische, womit sie die benachbarte See reichlich versorgte.

Da diese Insel bloß Vorrath an den einfachsten Bedürfnissen hatte, so segelte Columbus bald weiter auf eine andere, die alles, was er bis jetzt noch gesehn hatte, an Naturschönheit, Fruchtbarkeit und Umfang übertraf, und die er Isabella nannte. Bezaubert von der reitzenden Ansicht legte er hier vor Anker, um Besitz zu nehmen und ihre Schönheit ganz zu genießen. Harmonischer Gesang der Vögel, deren Menge fast den Tag verdunkelte, entzückte hier das Ohr. Bey einem der Seen, deren es hier mehrere gab, tödteten einige Spanier einen Alligator (eine Art von Krokodill, das die Indianer für ihre größte Delikateſſe halten), häuteten und verzehrten ihn.

Nachdem nun Columbus die Produkte von Isabella hatte kennen gelernt, segelte er; entschlossen, bey Inseln, die sich durch nichts als durch

Naturschönheiten auszeichneten, und die also keine Metalle lieferten, keine Zeit weiter zu verlieren, mit günstigem Winde nach einem, zufolge der gemeinschaftlichen Aussage der Indianer, eben so groß- als reichem Lande, und kam am 28. Oktober an der nördlichen Seite von Cuba an.

Diese Insel both dem Auge eine bezaubernde Abwechslung von Hügeln und Thälern, Waldungen und Feldern dar, und aus der Breite der Ströme urtheilte Columbus sehr richtig, daß sie von beträchtlicher Größe seyn müsse.

In einer dieser Ströme, dessen entfernte Ufer mit ihm völlig unbekannten Blüthen und Früchte tragenden Bäumen besetzt waren, legte er vor Anker; die Spanier setzten in Booten ans Land, und gingen in zwey Häuser, deren Besitzer aus Furcht entflohen waren. Sie liessen aber alles in Ruhe, gingen in ihr Boot zurück, und segelten dann weiter westwärts bis zu einem andern Flusse, den sie de Mares nannten. In diesem Flusse, der viel breiter als der vorige war, konnten sie, zwischen längs hin bewohnten Ufern, eine beträchtliche Strecke landeinwärts segeln; aber auch diese Uferbewohner waren bey dem Anblick der Spanier mit ihren besten Habseligkeiten auf hohe mit dem schönsten Grün bewachsne Gebirge geflohn.

Columbus fürchtete, er möchte, wenn er eine starke Anzahl seiner Soldaten ans Land setzte, die Bewohner dieses Landes noch mehr in Schrecken setzen und sie verscheuchen, er ließ daher, da er doch, ohne allen persöhnlichen Umgang mit den Indianern, die ihm unvermeidliche nothwendige Auskunft nicht erhalten konnte, zwey Europäer, einen Einwohner von St. Salvador und einen von Cuba, welche letztere Beyden es gewagt hatten mit

zu Schiffe zu gehen, um das Land zu bereisen und die Einwohner zum Zutrauen und Bereitwilligkeit gegen die Spanier zu bewegen, ans Land setzen, mittlerweile ließ er die Schiffe kielhohlen.

In einigen Tagen kehrten zwey von den Kundschaftern zurück. Der König der Indianer und sein Sohn begleiteten sie. Sie benachrichtigten den Admiral, daß sie zwölf Seemeilen landeinwärts gereiset waren, und daß sie eine Stadt von fünfzig mit Stroh gedeckten Häusern und ohngefähr mit tausend Menschen bevölkert gefunden, daß die vornehmsten Einwohner der Stadt sie auf die gastfreundschaftlichste Weise aufgenommen, ihnen so viel Gutes, als sie nur gekannt, erzeigt, und ihnen eine an Ehrfurcht gränzende Aufmerksamkeit bewiesen, und daß sie alle diese glücklichen Ereignisse den beyden indischen Begleitern, die ihren Landsleuten die vortheilhaftesten Zeugnisse über die neuen Ankömmlinge gaben, zu verdanken hätten.

Sie erzählten ferner, daß bey ihrer Rückkehr eine große Anzahl Eingebohrner sie habe begleiten wollen, welches sie aber abgelehnt, und weiter niemand mit sich genommen, als den Caciquem (König) und seinen Sohn, unter deren Protection sie allgemeine Achtung erfahren hatten. Zum Danke für so viele Höflichkeit wurden dann diese beyden Fürsten von Admiral auf die zuvorkommendste artigste Weise behandelt.

Auf dieser Wanderung hatten sie eine Menge Vögel und Hühner, jedoch, Hunde ausgenommen, kein vierfüßiges Thier gesehen. Das Land hatten sie wohl kultivirt gefunden, und außer dem Brotbaume und einer Art von Bohnen noch einen Ueberfluß von indischen Korn angetroffen, aus welchem letztern ein sehr schmackhaftes Mehl bereitet wur-

te. Die Manufakturen der Einwohner beschäftigten sich mit Baumwollenarbeiten, wozu sie das rohe Produkt von einem wildwachsenden Baume ernteten. Von diesen Manufakturwaaren nun vertauschen die Indianer eine Menge gegen die unbedeutendsten Kleinigkeiten, denn da dieses Fabrikat bloß zu Hangematten und zu Schürzen für die Frauen gemacht wurde, so stand es bey ihnen in keinem sonderlichen Werthe.

Gold, Perlen und Edelsteine brachte diese Insel nicht hervor, aber die Indianer deuteten nach einer Gegend hin, wo ein Land seyn sollte, daß sie Bohio nannten, und von dem sie zu verstehen gaben, daß es alle diese Dinge im Ueberflusse besitze.

Da der Admiral das hörte, beschloß er, dieses Land zu besuchen. Zuvor aber nahm er zwölf Eingebohrne dieser Insel, Männer, Weiber und Kinder, mit, in der Absicht, sie nach Spanien mit zu bringen. Das machte auch in der That so wenig Aufsehens, daß der Mann einer dieser Frauen auf seinem Canoe nach auf das Schiff kam, um, wie er sagte, sein Weib und Kinder zu begleiten, welches ihm auch gern bewilliget wurde.

Einige Tage lang hatten sie contrairen Wind, und es war unmöglich, Bohio zu erreichen. Das benutzte Martin Alonzo Pinzon, und verließ mit seinem schneller als die übrigen segelnden Schiffe in der Nacht den Admiral, um eher zu Bohio anzulangen, und die Kostbarkeiten dieses Landes für sich einzukaufen.

Da sich nun Columbus von einem seiner Gefährten verlassen sah, und die Witterung es ohnehin gefährlich machte, See zu halten; so kehrte er zu einem andern Hafen von Cuba, den er Santa Catharina nannte, zurück. Indeß seine Leute sich

nun mit frischem Wasser und Holz für ihre Reise versahen, untersuchte er das Land, und fand zufälligerweise Gold an verschiedenen Steinen in den Flüssen; die Gebirge waren mit Fichten bewachsen, die zu den größten Mastbäumen tauglich waren, auch gab es Eichen in Menge zu Planken.

Colombus segelte nun weiter längs den Küsten süd-ostwärts, fand da viele breite Flüsse und vortreffliche Häfen, und war von den Reizen dieses Landes so bezaubert, das er sich beynahe entschlossen hätte, zeitlebens hier zu bleiben. Auf einem dieser Flüsse segelte er tiefer landeinwärts, und fand da ein sehr großes Canoe, das ans Land gezogen war, ein andres stand auf dem Wasser; letzteres war aus dem Stamme eines einzigen Baumes gebaut, siebzig Fuß lang, und geräumig genug, um funfzig Mann zu führen.

Nachdem er nun 106 Seemeilen längs den Küsten dieser Insel hingesegelt war, richtete er jetzt abermahls seinen Lauf nach Bohio, das er jedoch, ungeachtet es nur noch sechzehn Seemeilen weit entfernt war, der Ströme wegen, nicht eher als am folgenden Tage erreichen konnte.- An diesem Tage war gerade das Fest des heil. Nicolaus, und er nannte daher den tiefen, geräumigen und sehr bequemen Hafen, wo er vor Anker legte, San Nicolas.

Die Bewohner dieser Gegend entflohen ebenfalls, und Columbus fuhr längs den Küsten nordwärts, bis er einen andern Hafen, la Conception, erreichte. Da er zwischen dem Boden und den Produkten dieses Landes und zwischen denen von Spanien sehr viel Aehnlichkeit fand, so nannte er es Espannola.

Auch hier flohen die Einwohner mit größter

Bestürzung. Doch endlich hatten die Spanier ein junges Weib, die eine Goldplatte an einer Schnur von der Nase herab trug, gefaßt, und sie zum Admiral gebracht. Er beschenkte sie mit einigen Kleinigkeiten, die ihrer weiblichen Eitelkeit Freude machten, entließ sie auf die artigste Weise, und gab ihr drey Spanier und eben so viele Indianer mit.

Am nächsten Tage marschirten eilf Mann wohlbewaffnet ohngefähr vier Meilen weit landeinwärts, und fanden da eine Stadt von ohngefähr tausend Häusern, deren Einwohner, wie gewöhnlich, flohen. Doch ein Indianer von St. Salvador hatte es möglich gemacht, ihre Furcht zu verbannen, und sie kehrten bald zurück, gaben den Besuchern zu essen und zu trinken, und staunten sie mit einem aus Verwunderung und Furcht gemischtem Gefühle an. Die Spanier berichteten bey ihrer Rückkehr, daß das Land schön und fruchtbar, die Einwohner mehr schön als häßlich, höflich und umgänglich wären, und daß Gold tiefer ostwärts zu finden seyn sollte.

Nach Empfange dieser Nachricht ging der Admiral sogleich wieder unter Segel. Im Verfolg seiner Fahrt fand er einen Indianer auf seinem Canoe mit den Wellen kämpfen; er rettete ihn, beschenkte ihn mit einigen europäischen Kleinigkeiten, und setzte ihn wohlbehalten an's Land.

Dieser Mann erzählte seinen Landsleuten mit vielen Weitläuftigkeiten seine Rettung, und wie gut und menschenfreundlich er wäre behandelt worden; das brachte den bald eine Menge der Eingebohrnen an Bord des Schiffs, doch hatten sie außer einigen goldnen Zierrathen, die sie an sich trugen, eben nichts weiter von Bedeutung bey sich.

Indessen gaben sie durch Zeichen zu erkennen, daß das Metall, was die Spanier suchten, tiefer im Lande in großer Menge zu finden sey.

Tags darauf, als die Spanier ans Land gestiegen waren, und eben von dem Beherrscher dieses Landes eine Goldplatte eintauschen wollten, näherte sich ein Canoe mit vierzig Mann von einer benachbarten Insel, Tortuga genannt; da das der Cacique gewahr ward, setzte er sich zum Zeichen des Friedens nebst seinem Gefolge am Ufer nieder; allein die Tortugeser landeten demungeachtet. Darauf stand der König auf, und geboth ihnen mit ernsthaftem Blick, sich sogleich wieder einzuschiffen; zugleich gab er einem der Spanier einen Stein, und bath ihn, diesen Stein nach dem angreifenden Theile zu werfen, zum Zeichen, daß er sich der Sache der Bewohner annehmen wolle. Das that erwünschte Wirkung, und es kam zu keinen Thätigkeiten. Der Cacique entfernte sich jetzt, und kam bald darauf mit standesmäßigem Pomp auf einem Palankin getragen und von zweyhundert Mann, nackend wie er selbst, begleitet, zurück. Jetzt schien er sein Ansehn zu fühlen, ging ohne weitere Umstände auf das Schiff, und verfügte sich zum Admiral in die Cajüte, wo eben das Mittagsmahl aufgetragen wurde. Columbus nahm diesen indischen Fürsten auf die sanfteste Art und mit ausgezeichneter Achtung auf, und behielt ihn zu Tische.

Während des Essens war der Cacique und seine beyden vornehmsten Begleiter sehr ernsthaft, und sprachen nur wenig. Nach Tische machte er dem Admiral ein Geschenk von einem gewirkten Gürtel und zwey dünnen Goldplatten, die dieser durch ein Gegengeschenk von einer genähten Bettdecke,

einer Schnur von Bernsteincorallen, die der Admiral an seinem eigenen Halse trug, einem Paar rothen Schuhen und einer Flasche Orangeblüthenwasser erwiederte. Der Cacique hatte über diese Geschenke eine so ungemeine Freude, daß er und seine Begleiter dem Columbus durch Zeichen zu erkennen gaben, daß ihm die ganze Insel zu seinem Gebrauche frey stehn sollte, darauf übergab ihm der Admiral eine goldne Medaille, auf deren beyden Seiten die Bildnisse des Königs und der Königin von Spanien geprägt waren, und den Caciquen, so wie mehrere andre Gegenstände, mit Bewunderung und Staunen erfüllten. Am Abende setzte man ihn auf sein Verlangen wieder an's Land, und feuerte, ihm zu Ehren, und, wie man sich leicht denken kann, zu nicht geringer und alle Begriffe der Einwohner übersteigender Verwunderung, etliche Kanonen ab.

Diese Aufnahme hatte ihm so äußerst wohl gefallen, das er Befehl ertheilte, die Spanier, die ihm vom Schiffe begleiteten, und die Geschenke, die er erhalten hatte, ganz offen und frey nach seinem Pallaste trugen, auf die angenehmste Art zu bewirthen.

Am 24. Dezember segelte der Admiral nach einem Vorgebirge, das er Punta santa nannte, und legte eine Meile vom Ufer vor Anker.

Da er seit zwey Tagen nicht geschlafen hatte, und die Witterung ruhig war, so legte er sich schlafen. Die Mannschaft that, ungeachtet er es verbothen hatte, das nähmliche, und ließ blos einen Knaben beym Steuerruder. Um Mitternacht wurde das Schiff, ehe noch Jemand die Gefahr ahnden konnte, auf einige Klippen getrieben. Der Admiral, der durch das Geschrey des Knaben aus

dem

dem Schlafe geweckt ward, sprang zuerst auf das Verdeck, und befahl dem Officier und drey Matrosen, am Hintertheile des Schiffs einen Anker niederzulassen. Allein Furcht hatte auf sie einen so starken Eindruck gemacht, daß sie ihre Pflicht und Gefühl vergaßen, und, statt Columbus Befehl zu befolgen, nach dem andern Schiffe zusteuerten.

Da seine Mannschaft seinem Befehle so ganz entgegen handelte, so gerieth er jetzt in die Nothwendigkeit, die Masten abhauen zu lassen und das Schiff zu löschen; allein bey eintretender Ebbe borsten die Räthe des Schiffs auf, vereitelten alle seine Vorkehrungen, und das Schiff war bis ans Verdeck voll Wasser.

Das andere Schiff sandte Mannschaft und Both mit Bezeigung ihres Unwillens und ihrer Verachtung zurück, und der Admiral war jetzt, da keine Hoffnung, sein eigenes Schiff zu retten, mehr übrig war, genöthigt, seine ganze Mannschaft am Bord des andern Schiffes abzusetzen.

Er sandte hierauf Bothschafter an den indischen Caciquen, ließ ihm sein Unglück bekannt machen, und ersuchte ihn um Beystand. Der Cacique hörte mit Thränen in Augen das Unglück des Columbus, befahl seiner Mannschaft, dem letztern zu Hülfe zu eilen und seinen Befehlen aufs genaueste zu gehorchen; und so ward durch die freundschaftlichsten Dienste dieser edlen Wilden, Alles, was nur einigen Werth hatte, gerettet, in Häusern am Ufer geborgen, und mit der größten Treue bewacht.

Nicht lange nach diesem traurigen Ereigniß stattete dieser gastfreundliche Fürst, dessen Nahme Guacanagari war, dem Admiral eine Condolenz-

visite ab, und bedauerte seinen Verlust mit der freundschaftlichsten Theilnahme. Er sagte ihm, er möchte über sein ganzes Vermögen befehlen, und schenkte ihm zugleich einige Masken mit Behängen von Goldplatten. Und da er bemerkte, daß die Spanier dieses Metall mit so vieler Begierde betrachteten, so versprach er ihnen eine Menge davon, das er von einem Orte, Cebao genannt, holen lassen wollte. Mittlerweile kam ein Canoe von einer entfernten Insel an, und brachte Goldplatten, die sie gegen kleine Glöckchen verhandelten. Die Schiffssoldaten insgemein machten einen ziemlich vortheilhaften Handel mit den Espanolauern, die aus dem Innern des Landes Gold herbeyschafften, und es gegen Kleinigkeiten, die ihnen gefielen, vertauschten.

Dem Admiral gefielen die Sitten der Einwohner und die Produkte des Landes so wohl, daß er beschloß, hier eine Colonie anzusetzen, die nach und nach, durch einen freundschaftlichen Umgang mit den Indianern, und wenn sie ihre Sprache erlernt haben würden, der Nation, der er diente, von großem Nutzen seyn könnte. In diesem Entschlusse bestärkten ihn auch wirklich die freywilligen Anerbiethungen einiger seiner Soldaten, und selbst der Cacique war nicht wenig über die Aussicht erfreut, daß er nunmehro Bundesgenossen erhielt, die tapfer und furchtbar genug waren, um ihn vor den künftigen Einfällen der caraibischen Indianer, einer Race von unmenschlichen Canibalen, die unaufhörlich sein Land beunruhigten, zu sichern. Columbus besaß Klugheit genug, um dieser Idee wirklich Gewicht zu geben; er ließ daher eine Kanone auf das in der Entfernung liegende Wrak abfeuern, und die Indianer betrachteten,

als sie die Kugel durch beyde Seiten des Schiffs gehen und dann ins Meer fallen sahen, ihre Gäste mit Furcht, und glaubten, daß sie Blitz und Donner in ihrer Gewalt hätten.

Columbus ließ nunmehr, wie es schien, aus Gefälligkeit für den Caciquen, aus dem Holze des Wraks ein Castell errichten, versah es mit Lebensmitteln, Munition und Waffen, und ließ eine Bedeckung von sechs und dreyßig Mann zurück, unter dem Commando von dreyen seiner getreuesten Untergebenen, die er der Protektion und der Freundschaft des Caciquen und seines Volks aufs dringendste empfahl. Dann ließ er einige Hütten bauen, und nannte diese neue Stadt Natividad.

Nun aber fing er an auch wieder nach Spanien zurück zu denken, damit er nicht, falls ja das einzige Schiff, das er noch hatte, auch unglücklich seyn sollte, abgehalten würde, seine gemachten Entdeckungen der Welt mitzutheilen. Er segelte daher, nachdem er zuvor die besten und weisesten Einrichtungen in seiner neuen Colonie gemacht hatte, Freytags den 4. Januar bey Sonnenaufgang von la Natividad ab, und machte alle nur möglichen Beobachtungen, um im Stande zu seyn, bey jeder künftigen Expedition diesen Hafen wieder zu finden.

Der Wind war ungünstig, und er konnte nur wenige Meilen ostwärts segeln.

Am Sonntage Morgens begegnete er der Pinta, deren Capitain, Martin Alonzo Pinzon, wie wir wissen, den Admiral verlassen hatte. Pinzon ging sogleich an Bord des Admiralschiffes, und suchte mühsam sein Verlassen des letztern auf die Dunkelheit der Nacht zu schieben, in der er, wie er vorgab, die übrigen Schiffe aus den Augen ver-

lohren hätte. Columbus wußte nun wohl mehr als zu gut, daß dieses Vorgeben ungegründet war, doch ließ er sich, um der guten Sache nicht zu schaden, sein Mißtrauen nicht merken, sondern hörte die Entschuldigungen geduldig an.

Pinzon mußte, wie es scheint, ohngefähr funfzehn Seemeilen weiter östlich von la Natividad in einen Fluß eingelaufen seyn. Dort hatte er mit den Eingebohrnen einen ganz artigen Handel auf Gold gemacht; doch, da er die Hälfte seinen Soldaten überlassen hatte, und die andere Hälfte für sich behalten wollte, so ließ er sich nicht merken, wie viel er besaß. Er hatte nachher bey einem kegelförmigen Hügel, den er Monte Christo nannte, ungefähr achtzehn Seemeilen ostwärts von Cape Santo, vor Anker gelegt, war aber, weil der Wind ihm entgegengestanden, in seinem Bothe stromaufwärts gegangen, hatte dort Goldstaub im Sande getroffen, und deßwegen den Fluß Goldfluß genannt.

Am 13. Januar befand sich Columbus bey Cape Enamorado. Dort setzte er sein Both aus; allein einige Indianer, bewaffnet mit Pfeilen und Bogen, machten Miene, die Landung zu verhindern. Man brachte sie indessen zu einer Art von Unterhandlung, indem man den indischen Dollmetscher von St. Salvador an sie abschickte. Einer derselben wagte es jetzt an Bord des Admiralschiffes zu kommen; allein er war so wild und unumgänglich, daß die Spanier mit vieler Wahrscheinlichkeit schlossen, er müsse einer von den caraibischen Cannibalen seyn. Nachdem man ihm endlich durch Worte und Zeichen ausgefragt hatte, bewirthete man ihm freundschaftlich, schenkte ihm Einiges, was ihm besonders zu gefallen schien, und setzte ihn wieder ans Land.

Auf der Stelle, wo er landete, hatte sich indeß eine Fronte von funfzig Mann mit langen Haaren, mit Federbüschen von Papageyfedern und bewaffnet formirt, und wollte, ungeachtet der Zuredungen ihres Landsmannes, doch nichts mit den Spaniern zu thun haben. Eben begannen die Feindseligkeiten, allein die Europäer, nur sieben an der Zahl, gingen den Indianern mit ungemeiner Herzhaftigkeit auf den Hals, hieben den einen mit dem Säbel in die Lende, und schossen einen Andern mit einem Pfeile durch die Brust, worauf die ganze Partey in größter Eil entfloh. Der Admiral war über dieses kleine Treffen eben nicht unzufrieden, denn er vermuthete, daß der Erfolg davon der kleinen auf la Natividad zurückgelassenen Colonie vortheilhaft seyn würde.

Er segelte hierauf mit günstigem Winde weiter, und war am 9. Februar, nach des Steuermanns Berechnung, südwärts von den azorischen Inseln, doch nach des Admirals Berechnung, die, wie es sich auch fand, richtiger war, befand er sich 150 Seemeilen westwärts. Allein jetzt begann sich das bisher günstige Wetter zu ändern, der Wind stieg immer höher und höher, und ward endlich zum Orkan; die Wellen thürmten sich wie Gebirge. Etliche Tage lang wurden die Schiffe von dem Sturme hin und her geschleudert, und in dieser fürchterlichen Zeit kamen beyde aus einander. Da nun jedes glaubte, das andere sey untergegangen, so fing die Mannschaft an zu bethen und zu singen, und der Admiral that ein Gelübde, daß er nach Guadalupa zur heiligen Jungfrau wallfahrten wollte. Das Schiffsvolk aber machte es noch kräftiger, es that sogar ein Gelübde, barfuß und in bloßem Hemde nach der ersten der

heiligen Jungfrau geweihten Kirche, die sie nur finden könnten, zu wahlfahrten.

Aber nun trat sogar noch Mangel an Lebensmitteln ein; auch gerieth das Schiff, durch Mangel an Ballast in Gefahr umgeworfen zu werden. Die Klugheit des Admirals wußte jedoch dieß letztere bald abzuändern, er ließ nähmlich alle leere Fässer mit Seewasser anfüllen.

Indem er nun jetzt auf den höchsten Punkte der Gefahr und des Untergangs schwebte, setzte er sich hin und schrieb die kurze Geschichte seiner Reise und seiner Entdeckungen auf zwey Pergamenthäute, packte sie in Wachsleinwand, und diese in Wachs, und verschloß sie in zwey besondern Kisten, die er beyde ins Meer warf.

Der Sturm dauerte nun noch bis zum funfzehnten Februar fort. An diesem Tage entdeckte ein Matrose auf dem Mastkorbe Land, das, wie man nachher sahe, Santa Maria, eine von den azorischen Inseln, war. Allein es dauerte doch noch vier Tage, ehe sie, bey aller Anstrengung, vor Anker legen konnten.

Die menschenfreundlichen Bewohner dieser Insel sandten ihnen sogleich frische Lebensmittel und viele Empfehlungen von ihrem Gouverneur, der ihnen zugleich seine Bewunderung und Freude über die neugemachten Entdeckungen bezeugen ließ. Erstere staunten nicht wenig, als sie vernahmen, daß das Schiff einen funfzehntägigen Sturm ausgehalten hatte. Man machte dem Admiral und seiner Mannschaft bekannt, das eine der heil. Jungfrau gewidmete Einsiedeley in der Nähe sey, und es ward sogleich beschlossen, die gethanen Gelübde dort zu erfüllen.

Kaum aber war die Hälfte der Mannschaft

in einem Bothe an's Land gekommen, und hatte die sich selbst auferlegte nackte Wanderschaft angetreten, als der Gouverneur, der zu dem Ende eine ziemliche Mannschaft in einem Hinterhalte verborgen hatte, sie sämmtlich gefangen nehmen ließ. Columbus wartete vom frühen Morgen bis Anbruch der Nacht vergeblich auf die Rückkunft des Bothes; endlich merkte er nun wohl, daß hier eine Verrätherey vorgegangen seyn müsse, er segelte daher um eine Landspitze herum, in der Hoffnung, die Einsiedeley zu sehen. Indem ward er gewahr, daß eine Menge Portugiesen ein Both bestiegen, vermuthlich um das Schiff anzugreifen. Der kluge und vorsichtige Columbus suchte daher den portugiesischen Kommandanten in seine Gewalt zu bekommen, in der Hoffnung, ihn dann als Geißel behalten zu können. In dieser Meinung lud er ihn an Bord seines Schiffes ein. Da er aber sah, daß dieser sich immer in einiger Entfernung hielt, so fragte er nach der Ursache einer solchen Treulosigkeit gegen die spanische Nazion, und drohete ihm mit den Folgen, die daraus entstehen würden. Der portugiesische Capitain erklärte, daß Alles, was er thäte, nicht anders als auf ausdrücklichen Befehl seines Königs geschehe; woraus denn Columbus den Schluß folgerte, daß ein Bruch zwischen beyden Höfen entstanden seyn müsse, und zugleich schwur, daß er nicht eher sein Schiff verlassen werde, bis er hundert Gefangene gemacht und die ganze Insel ruinirt haben würde.

Hierauf kehrte er auf die Stelle zurück, die er verlassen hatte; allein am nächsten Tage erhub sich der Sturm von neuem, daß Schiff riß sich von den Ankern los, und er mußte abermahls in See, wozu er leider nicht mehr als drey tüchtige Ma-

trosen hatte. Die Witterung wurde indessen wieder günstiger, und er bemühte sich von neuem vor Santa Maria zu kommen, welches auch am 21. geschahe.

Kaum waren sie wieder angekommen, so erschien ein Both mit fünf Mann und einem Notar, um im Nahmen des Gouverneurs zu fragen, woher das Schiff käme, und ob es wirklich im Nahmen und Auftrage des Königs von Spanien segele? Da sich Columbus hierüber hinlänglich erklärt hatte, so kehrten sie zurück und lieferten die Gefangenen sogleich wieder aus. Es scheint hieraus zu erhellen, daß die Absicht des Kommandanten und seine geheime Ordre eigentlich dahin ging, sich der Person des Columbus zu bemächtigen, welches dieser kluge und einsichtsvolle Mann aber glücklich zu vereiteln gewußt hatte.

Jetzt stachen sie unter günstigem Winde abermahls in See; allein ein neuer Sturm überfiel sie, und beynahe hätten sie an den Küsten von Lissabon Schiffbruch gelitten. Mit vieler Mühe und Anstrengung ließ endlich Columbus im Tago vor Anker legen. Von hier aus sandte er einen Eilbothen zu Lande an den König von Spanien und dessen Gemahlinn, und ließ ihnen seine baldige Ankunft melden; einen andern sandte er an den König von Portugall, mit der Bitte, daß er ihm erlauben möchte, vor der Stadt vor Anker zu legen.

Darauf kam am 5. März ein bewaffnetes Both an die Seite des Admiralschiffes, und verlangte, daß er, wie gewöhnlich, wenn man in diesen Fluß einlief, den königlichen Offizieren in Person Red' und Antwort geben sollte. Allein Columbus gerechter Stolz verweigerte dieser kleinlichen Forderung Gewährung; er gab ihnen zu ver-

stehen, daß er, als ein spanischer Admiral, unmöglich ihrem Verlangen entsprechen könne. Da die Portugiesen sahen, daß er bey seinem Entschlusse blieb, so verlangten sie blos die Ordre des Königs von Spanien zu sehen, welches auch so gleich geschah. Man stattete nun den Commandanten hiervon Rapport ab, und dieser kam sogleich unter Begleitung von militairischer Musik und unter vielen freundschaftlichen Glückwünschen an Bord des Schiffs.

Kaum war die Nachricht der neuen Ankömmlinge und die Absicht ihrer gemachten Reise in Lissabon laut geworden, so wimmelte auch schon der ganze Fluß von Booten. Die Indianer und alles was mit dieser Entdeckungsreise in Verbindung stand, hatten für ihre Neugier unwiderstehliche Reize. Selbst der König sandte unter vielen Glückwünschen reichliche Geschenke an Lebensmitteln und Erfrischungen, und wünschte sogar den Columbus, bevor er seine Staaten verließe, bey sich zu sehen.

Der Admiral war zwar Anfangs unschlüssig, was er thun wollte; da inzwischen beyde Länder in freundschaftlichem Vernehmen mit einander standen, so entschloß er sich, und machte dem Könige seine Aufwartung in seinem Pallaste zu Valparaiso, ungefähr neun Seemeilen von Lissabon. Der König befahl, daß der gesammte Adel seines Hofs ihm entgegen gehen und ihn einholen sollte, und da man den Admiral in sein Zimmer gebracht hatte, so bestand er darauf, daß er seinen Hut aufsetzen und neben ihm Platz nehmen mußte.

Nachdem der König nun so die Erzählungen aller der Abenteuer des Columbus mit sichtbarem Vergnügen angehört hatte, so erboth er sich, ihm alles, was er etwa nöthig haben dürfte, zu ge-

ben, obgleich er beyläufig mit bemerkte, daß das Recht der gemachten Besitznehmungen eigentlich ihm gehöre, da Columbus zuerst in portugiesischen Diensten gestanden hätte. Der Admiral sagte ihm indeß mit aller Bescheidenheit seine Gegengründe, worauf ihm der König erwiederte: „Das ist Al„les recht schön, aber ich hoffe, man wird mir „demungeachtet Gerechtigkeit wiederfahren lassen."

Man machte hierauf dem Admiral die vortheilhaftesten Anträge, man zeichnete ihn durch Ehrenbezeugungen aller Art aufs schmeichelhafteste aus. Sogar der König sandte gleich, nachdem sich Columbus ihm wieder empfohlen hatte, zu ihm, und erboth sich, daß, wenn er zu Lande nach Castilien reisen wollte, er für alle nur mögliche Bequemlichkeit auf seiner Reise dahin Sorge tragen würde; allein Columbus schlug dieses so sehr schmeichelhafte Anerbiethen auf die verbindlichste Weise aus, segelte von Lissabon ab, und ging am 15. März nach einer Abwesenheit von länger als sieben Monathen im Hafen von Palos vor Anker.

Das Volk wallfahrtete ihm weit entgegen, und bewunderte den Helden, der mit so gutem Erfolge so mancherley Gefahren bestanden und neue Länder entdeckt hatte, deren Wichtigkeit man bis jetzt noch nicht einmahl ahnden konnte.

Gerade um diese Zeit war auch Pinzon in Galicien angelangt, und gab sich alle Mühe, der Erste zu seyn, der die Nachrichten der gemachten Entdeckungen nach Hofe brächte; allein man schlug es ihm ab, ohne den Admiral, unter dessen Kommando er segelte, zu erscheinen. Das machte auf sein Gefühl einen so heftigen Eindruck, daß er

krank ward, in seine Vaterstadt zurück reiste, und wenige Tage nachher seinen Geist aufgab.

Mittlerweile begab sich Columbus nach Barcelona, wo sich eben damahls der Hof aufhielt, und seine Reise glich einem langen Triumpheinzuge. Menschen von allen Ständen und Alter hatten sich schaarenweise versammelt, um diesen furchtlosen Abenteurer und sein indianisches Gefolge zu sehen.

Endlich erreichte er in der Mitte Aprils Barcelona, wo neue Ehrenbezeugungen seiner warteten. Kaum konnten die Straßen die Menge Volks fassen, die sich von allen Seiten auf ihn losdrängte, und, um die allgemeine Neugierde noch mehr zu erhöhen und zu befriedigen, fuhr man die Produkte der neuentdeckten Länder ganz offen und unbedeckt.

Um Columbus Auszeichnung noch größer zu machen, ließ der König seinen Thron auf einem öffentlichen Platze aufschlagen, und ließ sich nebst seiner Gemahlin unter einem Baldachin von gewirktem Goldstoffe dort nieder. Sobald der Admiral erschien, um zum Handkusse gelassen zu werden, standen Beyde auf, bathen ihn, sich zu ihnen nieder zu lassen, und behandelten ihn wie einen Grand der ersten Classe. Columbus erzählte hierauf die vorzüglichsten Begebenheiten seiner Reise, die Entdeckungen, die er gemacht, und die Hoffnungen, die ihm noch übrig wären, bey weitem beträchtlichere Vergrößerungen der spanischen Besitzungen zu machen. Er zeigte ihnen die Indianer, so wie sie in ihrem heimischen Clima leben, und legte ihnen einiges von den Reichthümern der neuen Welt vor.

Nachdem er nun seine Erzählung vollendet

hatte, knieten König und Königinn nieder, dankten Gott mit thränenden Augen, und das Volk beschloß diese rührende Scene mit einem feierlichen Te Deum.

Kein Mensch auf der Erde wurde wohl jemahls mit mehr Ehre und Auszeichnung behandelt, als Columbus. Wo auch nur der König in der Gegend von Barcelona zu sehen war, da war ihm allzeit Columbus zur Seite, eine Ehre, die bisher nur Prinzen vom Geblüt zu Theil geworden, und die vielleicht mehr unangenehm als wünschenswerth war.

Doch ließen es König und Königinn nicht blos bey den äußern Ehrenbezeugungen bewenden. Columbus ward auf eine wesentlichere Art durch neue Patente, die seine vorigen Privilegien nicht blos bestätigten, sondern sie noch mehr vergrößerten, belohnt. Man ernannte ihn zum Vicekönig nicht allein der Länder, die er jetzt entdeckt hatte, sondern auch der, die er künftig noch entdecken würde.

Jemehr und besser man nun nach und nach den guten Erfolg und Nutzen dieser Entdeckungen des Columbus kennen lernte, desto wichtiger erschien er. Es wurde daher auch sogleich beschlossen, daß Columbus mit einer beträchtlichen Macht ausgerüstet auf neue Entdeckungen auslaufen sollte. Der König ging sogar so weit, daß er einen Gesandten an Pabst Alexander VI. absandte, und ihn um seine apostolische Bestätigung als Eigenthümer dieser, und um ein ausschließendes Recht auf alle neue Entdeckungen in jenen Gegenden bitten ließ.

Der heilige Vater machte auch wirklich nicht die mindesten Umstände, sondern zog von Pol zu Pol eine Linie, hundert Seemeilen westwärts von

den azorischen Inseln, und schenkte diese ungeheure Fläche des Erdballs Sr. katholischen Majestät.

Und das sind nun die ganzen rechtlichen Ansprüche, die Spanien auf Amerika hat, wozu denn allenfalls noch das Recht der Entdeckung kommt. Wir würden uns vergeblich bemühen, den Grund zu beyden Arten von Ansprüchen in Religiosität und in Recht und Billigkeit zu suchen. Ehrgeiz, wenn er sich nur auf Gewalt stützen kann, ist ja schon zufrieden, wenn seine Unternehmungen nur den Schein von Beyden haben.

Noch ist bis jetzt die Frage unentschieden geblieben: ob Europa durch die Entdeckung von Amerika, oder vielmehr, dadurch, daß man es mit Kolonisten besetzte, mehr verloren oder gewonnen hat? Indessen wird man doch immer Columbus Kenntnisse und seine Ausdauer mit vorzüglicher Achtung erwähnen, so wie er überhaupt, wegen seines menschenfreundlichen und wahrhaft aufgeklärten Betragens, das Lob jedes Edlen verdient.

Christoph Columbus's
zweyte Reise.

Schon fingen Columbus ausgebreiteter Ruf und Verdienste an Neid und Eifersucht zu erregen, und mancherley Gährungen in den Herzen derer hervorzubringen, die sich gleich Anfangs seinen Plänen widersetzten, und dann ihren guten Erfolg gern verdächtig gemacht hätten, als man demungeachtet das alles unterdrückte, und ernsthafte Anstalten zum weitern Verfolg seiner Unternehmungen machte.

Man rüstete mit einer Thätigkeit, die nur mit der Wichtigkeit der beabsichtigten Gegenstände im Verhältnisse stand, eine Flotte von siebzehn Schiffen aus, man versah sie mit hinlänglichen Lebensmitteln, mit Werkzeugen, die zu anstellenden Versuchen und Verbesserungen nothwendig waren, und mit Waaren zum Handel. Es wurden Künstler und Handwerker in Sold genommen, und der Goldburst war so groß, daß die Anzahl derer, die sich meldeten, bey weitem überzählig wurde.

Der Admiral bestimmte die ganze Zahl der Mitreisenden auf tausend fünf hundert, nahm überdieß noch eine Anzahl der nützlichsten europäischen Thiere mit, und ging am 25. September 1493 von

der Straße von Cadix unter Segel, und steuerte gerade auf die canarischen Inseln zu, wo er Willens war, frische Lebensmittel einzunehmen.

Am 2. Oktober landete er wirklich auf der großen Canarien-Insel. Am 7. segelte er weiter nach Westindien, denn so hieß es nun zur Unterscheidung von Ostindien.

Vierhundert Meilen weit westwärts von Gomora hatten sie den günstigsten Wind, auch trafen sie nicht einmahl, wie auf der ersten Reise, so eine Menge Seegras an. Allein am 27. in der Nacht sah man in der Entfernung Irrlichter, die die Seeleute gemeiniglich St. Elmo's Leichnam nennen. Zu diesem Heiligen fingen sie nun an zu bethen und Litaneyen zu singen, in der festen Ueberzeugung, daß ihnen nun, der Sturm möchte auch noch so gefährlich kommen, kein Leid widerfahren könne.

Am 2. November veränderte sich Luft und Wind auf eine bedeutende Art. Es fielen starke Platzregen, und der Admiral schloß daraus, daß sie gar nicht weit mehr vom Lande entfernt seyn könnten, welches sich auch am folgenden Tage bestätigte; denn bey Tages Anbruche erblicken sie, ohngefähr sieben Meilen westwärts, eine große gebirgigte Insel, die Columbus, weil es gerade Sonntag war, Dominika nannte. Indeß das Volk eben auf dem Hintertheile des Schiffs versammelt war, sein salva regina sang, und Gott für die glückliche Reise dankte, entdeckte er noch drey andere Inseln in der Nachbarschaft.

Columbus steuerte, da er die Ostseite von Dominika nicht zum ankern bequem fand, auf eine andere Insel, die er nach seinem Schiffe Mani-

galanta, nannte, landete, und nahm unter den gewöhnlichen Ceremonien Besitz.

Dort segelte er bald wieder ab auf eine andere Insel, die er, zufolge eines Versprechens, das er den Mönchen der Santa Maria von Guadalupa gethan hatte, nach dem Nahmen dieser Letztern nannte.

Hier erblickten sie, etwa zwey Meilen vom Ufer, einen hohen Felsen, von dessen äußerster Spitze mit ungeheurem Geräusch ein majestätischer Wasserfall sich herabstürzte.

Columbus ließ einige Soldaten ans Land setzen, die in einiger Entfernung auf eine Art von Stadt trafen. Männer und Weiber waren entflohen, und nur einige Kinder waren zurück geblieben, diesen banden sie, zum Zeichen der Freundschaft, kleine Geschenke an die Aerme. Uebrigens fanden sie hier Gänse, Papageyen von mancherley Art, und verschiedne Früchte, unter denen sich vorzüglich Ananas durch ihren schönen Geschmack und Geruch auszeichneten. Alles Haußgeräthe und Waaren liessen sie ruhig liegen, um den Einwohnern eine gute Meinung von der Moralität ihres Besuchs beyzubringen.

Am folgenden Tage sandte der Admiral zwey Bothe voll Mannschaft ans Ufer, um, wo möglich, mit den Einwohnern einige Bekanntschaft zu errichten. Die Soldaten kehrten bald zurück, und brachten ein Paar junge Männer, die in einer Art von Gefangenschaft gewesen zu seyn schienen, mit. Die Bothe gingen hierauf wieder ans Ufer, um die noch zurück gebliebenen Soldaten zu holen. Da fanden sie in ihrer Gesellschaft sechs Frauen, die sich unter ihren Schutz begeben hatten. Sie nahmen sie mit, und der Admiral beschenkte sie

mit Glasperlen und Glöckchen, und schickte sie wieder zurück. Doch das Letztere war ihnen nicht so ganz gelegen; auch waren sie kaum wieder ans Land, als die Caraiber sie ihnen unter den Augen ihrer Wohlthäter, wieder abnahmen. Sobald sich daher diese armen Geschöpfe losmachen konnten, sprangen sie wieder in das Boot und bathen die Spanier um Schutz, sie gaben ihnen zugleich durch Zeichen zu erkennen, daß die Insulaner ihre Männer gefressen hätten und sie als Sklavinnen behielten. Man brachte sie also an Bord vor den Admiral, dem sie ebenfalls durch Zeichen zu verstehen gaben, es wären gegen Süden noch viele Inseln, und auch ein festes Land, das nach allen Anzeigen Espannola seyn mußte.

Columbus würde hierauf augenblicklich weiter gesegelt seyn, wenn nicht ein Capitain und acht Mann, die ohne Erlaubniß ans Land gegangen waren, gefehlt hätten. Er sandte daher eine Partie mit Feuergewehr und Trompeten ans Ufer, um sie zurück zu rufen, allein es war vergeblich. Da das nichts half, ließ er den Capitain Hoidea mit vierzig Mann ans Land setzen, um die Gegend zu durchstreichen, und über die Lage und Produkte der Insel einige Nachricht mitzubringen. Als dieser zurück kam, berichtete er, daß sie Mastix, Aloe, Sandelholz, Ingwer, Weihrauch und Ueberfluß von Baumwolle angetroffen hätten, daß es Vögel verschiedner Arten dort gäbe, und daß sie über mehrere Flüsse gesetzt hätten, deren einige breit und tief wären.

Mittlerweile kehrten denn auch die ohne Erlaubniß ans Land gegangenen neun Mann zurück, und gaben vor, sie hätten sich im Gehölz verirrt; allein Columbus ließ zur Strafe den Capitain in

Ketten legen, den Uebrigen wurde etwas von ihrem Solde abgenommen. Nach dieser nothwendigen strengen Bestrafung ließ sich Columbus selbst ans Land setzen, ging in einige Häuser, und fand dort große Vorräthe von roher und gesponnener Baumwolle, eine Menge Menschenhäute, und viele aufgehangene Körbe voll Menschenknochen. Die Eingebornen schienen übrigens hier weit bequemer zu leben und zu wohnen, als alle jene, die Columbus auf seiner ersten Reise gesehen hatte.

Am 10. November ging er abermahls unter Segel, um Espannola aufzusuchen. Auf seinem Wege stieß er auf eine Insel, die er, wegen ihrer außerordentlichen Höhe, Monteserrato nannte. Zufolge eingezogener Erkundigung, waren die Bewohner dieser Insel sämmtlich von den Caraibern gefressen worden. Von da segelte er weiter, und traf mehrere Inseln, denen er die Nahmen: Santa Maria Rodonda, Antigua und San Martino gab. Bey letzterer legte er vor Anker, und fand, als er die Anker wieder lichtete, ganze Stücken von Korallen, die sich an die Ankerhände angehängt hatten.

Da die Witterung ungünstig war, so ankerte er bey einer andern Insel, von wo sie vier Weiber und drey Kinder mitnahmen. Bald darauf begegneten sie einem Canoe, worauf vier Männer und ein Weib waren. Da diese die Unmöglichkeit zu entfliehen sahen, setzten sie sich zur Wehr, und das Weib schoß mit solcher Stärke einen Pfeil ab, daß er wirklich einen starken Schild durchbohrte. Das Canoe wurde zufälligerweise in Grund gesegelt, die Menschen retteten sich aber durchs Schwimmen, und einer davon brauchte seinen Bogen, sogar im Schwimmen, mit der nähmlichen Gewandt-

heit, als wenn er am Lande gewesen wäre. Alle vier Männer waren Verschnittene, und von den Caraibern kastrirt worden, um sie zu mästen.

Von da ging Columbus weiter, und ließ nordwärts funfzig Inseln liegen, wovon er die größte Santa Ursula, und die übrigen die eilftausend Jungfrauen nannte; dann ankerte er westwärts in einer Bay, der er den Nahmen San Juan Baptista gab. Hier fingen die Seesoldaten eine große Anzahl Fische. In der Nachbarschaft der Bay trafen sie einige wohlgebaute Häuser, von deren Fronte ein großes Viereck, umzäunt mit Gebüschen von Zuckerrohr, befindlich war, dessen Knospen ein angenehmes Grün verbreiteten.

Am 14. lief er in die Bay von Samana in Espannola ein. Dort setzte er einen Indianer, der die christliche Religion angenommen hatte, ans Land, damit er seine Landsleute überreden sollte, das nähmliche zu thun.

Hierauf segelte er nach Nativibad. Doch als er in den Hafen zu Monte Christo vor Anker legte, entdeckten einige seiner Soldaten zwey menschliche Körper, die mit einem Seile um den Hals an eine Art von Kreuz aufgehangen waren. Das war ein übles Zeichen; ob indessen die Gehangenen Indianer oder Spanier waren, konnten die Soldaten nicht sagen.

Tags darauf kam eine Menge Indianer mit scheinbarer Herzlichkeit und Zutrauen auf das Schiff, und da sie einige Worte Spanisch sprachen, so schwand ein Theil der Besorgniß des Admirals. Allein am folgenden Morgen klärte sich alles auf, denn als er vor der Stadt Nativibad landete, kamen einige Indianer, die ihn bey Nahmen nannten, ihm Empfehlungen vom Caciquen Guacana-

gart brachten, und ihm erzählten, daß der größte Theil seiner Kolonie todt sey, die Uebrigen aber in entferntere Gegenden gegangen wären. Columbus verbarg ihnen seinen Verdacht, und entließ einen Bothschafter mit Geschenken an den Caciquen.

Endlich lief er in den Hafen von Natividad ein. Aber dort erblickte er überall Ruinen und Verwüstung. Die Stadt war ganz und gar abgebrannt, und kein Mensch war zu sehn. Zuletzt fand man noch eilf todte Spanier, die seit ungefähr einem Monathe gelegen zu haben schienen.

Indeß nun Columbus über diesen traurigen Vorfall und seine Veranlassung hin und her dachte, besuchte ihn der Bruder des Caciquen, und erzählte ihn: daß er kaum einen Monath weggewesen wäre, als die Kolonie auch schon Streit angefangen, daß Jedweder so viel Gold und Weiber hätte zusammen bringen wollen, als sein Geiz und seine Wollust es gefordert hätten; daß sie einen ihrer Bundesgenossen ermordet und hierauf zehn in die Besitzungen des Caunaba, Eigenthümers der Goldminen, geflohen wären, der sie alle zehn hätte hinrichten und nachher die Stadt sammt den Einwohnern zerstören lassen. Er fügte noch hinzu, daß Guacanagari, der sich der Spanier angenommen, selbst in einem Treffen verwundet worden, und deswegen sich nicht aus seinem Pallaste begeben könne. Da dies alles mit den Nachrichten einiger Spanier, die in das Land recognoscieren geschickt worden waren, pünktlich übereintraf, so stattete Columbus dem Caciquen am folgenden Tage selbst einen Besuch ab, und ward von ihm mit sichtbarer Theilnahme und Freundschaft aufgenommen. Der Cacique wiederholte nochmahls die traurige Geschichte mit Zeichen eines ungeheu-

chelten Mitleids, und zeigte dem Columbus seine eigenen Wunden und die seiner Mannschaft, die sie bey Vertheidigung der spanischen Kolonie empfangen hatten. Nachdem die Beyleidsbezeugungen vorüber waren, beschenkte der Cacique den Admiral mit acht Schnuren von weißen, rothen und grünen Steinen, mit einer Schnur von goldnen Perlen, mit einer fürstlichen goldnen Krone, und mit drey Kürbisflaschen voll Goldstaub, die gegen zwey Pfund wogen. Columbus machte ihm gegen diese kostbaren Sachen ein Geschenk von Kleinigkeiten, die alle zusammen kaum drey Realen werth waren, worüber aber der Cacique eine außerordentliche Freude hatte. Und ob er gleich sehr krank war, so ließ er sich doch nicht abhalten, den Columbus auf sein Schiff zu begleiten, wo er zu seinem großen Erstaunen zum erstenmahle Pferde erblickte. Er wurde nachher in der christlichen Religion unterrichtet, zu der er sich auch endlich, wiewohl nicht ohne alle Bedenklichkeiten, bekannte.

Der Admiral konnte den Anblick eines Platzes, der zu so vielen Unglücksscenen gedient hatte, nun nicht länger ertragen; er segelte daher mit seiner ganzen Flotte ostwärts zwischen den zwar kleinen aber angenehmen Inseln von Monte Christo, und legte vor einer indianischen Stadt vor Anker.

Hier entschloß er sich, eine Kolonie anzusetzen; er setzte zu dem Ende diejenigen, die er zu dieser Anpflanzung bestimmt hatte, auf einer fruchtbaren Ebene ab, und baute dort ein Kastell, das er Isabella nannte. Dieser Platz lag in der Nachbarschaft eines Felsen, auf dem sehr leicht ein Fort errichtet werden konnte; der Hafen war geräumig und in der Nachbarschaft floß ein Strom der schö-

nes Wasser führte, wodurch die Stadt hinlänglich versorgt werden konnte.

Nicht weit hievon sollten nun die Goldminen von Cebao liegen. Um das zu erfahren, sandte er einen Capitain mit funfzehn Mann ab, und am 2. Februar sandte er zwölf Schiffe unter dem Kommando des Antonio des Torres nach Castilien.

Die auf Kundschaft ausgesandte Mannschaft kam jetzt zurück, und berichtete dem Admiral, daß sie schon am zweyten Tage an einem fast unersteigbaren Berg gekommen wären. Beynahe jede Meile Wegs hätten sie einen andern Caciquen getroffen, der sie jedoch gastfreundlich aufgenommen und bewirthet hätte. Endlich wären sie zu den Minen von Cebao gekommen, wo sie Indianer aus einem kleinen Flusse hätten Gold sammeln sehen, welches sie auch nachher an mehrern Orten dieser Provinz wahrgenommen hätten.

Diese angenehme Nachricht gab dem Admiral, der vor Gram und Ermüdung krank geworden war, neues Leben und Thätigkeit, und er marschirte am 12. März unter Begleitung einer beträchtlichen Mannschaft zu Fuß und zu Pferde, gerade auf Cebao los. Seinen Bruder Diego Columbus ließ er mit einer starken Besatzung zurück, theils, weil bereits einige Unruhe am Bord der Schiffe ausgebrochen, wiewohl auch wieder gedämpft worden, theils aber auch, damit die Kolonisten gegen einen plötzlichen Ueberfall gedeckt seyn sollten. Auf seinem Marsch nahm er alle die Bedürfnisse mit, die er zu Erbauung eines Forts für die, die er um Gold zu sammeln, in der Provinz Cebao lassen wollte, nöthig zu haben glaubte.

Um nun den Indianern gleich Anfangs Furcht

einzuflößen, ließ er seine Soldaten mit Waffen und Rüstung in Reih und Gliedern mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch ihre Städte marschiren. Die Einwohner schienen noch keinen Begriff von persönlichem Eigenthume zu haben, sie nahmen daher weg, was ihnen gefiel, und schienen sich sogar darüber zu verwundern, wenn man es ihnen verwehrte.

Der ganze Weg zog sich durch Gebirge, die in schöner Abwechslung wildwachsenden Wein und aromatischduftende Bäume trugen.

Am 14. März kam der Admiral an den Canes. Von da marschirte er weiter nach einem benachbarten Flusse, den er, einiger hier gefundenen Goldkörner wegen, Goldfluß nannte. Auch über diesen ziemlich breiten Fluß setzte er unter mancherley Schwierigkeit, und erreichte zuletzt eine Stadt, deren Thore er mit Bollwerken von Rohr gegen sich verschanzt fand.

Endlich rückte er am 16. in die Provinz Cebao ein. Diese Provinz ist zwar nicht sonderlich fruchtbar, allein sie hat Ueberfluß an Gras, und wird von Flüssen durchströmt, die Gold in Menge bey sich führen.

Hier war sein erster Gedanke, im Mittelpuncte der Minen auf einem von Natur festen Platze, ein Fort zu errichten. Das that er auch, besetzte es sodann mit sechs und funfzig Mann, unter Kommando des Peter Magarite, und nannte es San Thomas.

Da nun dieß Alles in Ordnung war, und er der Garnison die nothwendigen Verhaltungs-Regeln und Befehle ertheilt hatte, ging er wieder zurück nach Isabella, wo er die Freude hatte, Gurken und Melonen, von europäischen Samen er-

zeugt, indessen für die Tafel gereift zu finden; auch lagen Weizenfelder, die kaum zwey Monathe zuvor besät worden waren, in üppiger Reife und Schönheit vor seinen Augen. Erbsenfelder trugen in fünf und zwanzig Tagen, und Zuckerrohr trieb in dem nähmlichen Zeitraume Knospen. Columbus bewunderte die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, und fand Clima und Wasser ganz seinen Wünschen gemäß.

Auf einmahl erschien am 1. April ein Kundschafter, der die Nachricht überbrachte, daß der Cacique Caunabo Zurüstungen mache, das Fort St. Thomas anzugreifen; allein Columbus glaubte nicht daran, weil er den Indianern weder Muth noch Stärke genug zutraute. Um indessen doch so viel als möglich Alles in Sicherheit zu setzen, detaschirte er, bevor er zu ferneren Entdeckungen fortschritt, noch siebzig Mann auf St. Thomas.

Mittlerweile brachte er seine Stadt, die sehr regelmäßig gebaut und durch einen Kanal mit Wasser versehen war, vollends in Ordnung. Dann sandte er, als europäische Lebensmittel anfingen sparsam zu werden, und Mehrere durch den Genuß der indianischen Speisen und Getränke an ihrer Gesundheit litten, alle überflüssigen Personen nach Spanien zurück. Alles was von einer starken Leibeskonstitution war, ließ er im Lande umher auf Entdeckungen ausgehen, damit sie bey dieser Gelegenheit sich an den Genuß der Indianer gewöhnen möchten.

Dem zu Folge marschirten also am 29. April vierhundert Spanier von Isabella ab, und sandten, als sie über den Goldfluß gesetzt hatten, einen Caciquen und deßen Bruder, wegen gebrochener Treue, in Ketten an den Admiral zurück.

Ein andrer Cacique, der den Spaniern vormahls Dienste geleistet hatte, und sich jetzt auf ihre Erkenntlichkeit verließ, begleitete diese Beyden freywillig, um sich für ihre Befreyung zu verwenden. Der Admiral nahm ihn auch freundlich und mit Achtung auf. Um aber der Gunst, die er ihm bezeugen wollte, einen desto größern Werth zu geben, befahl er, die Delinquenten zuvor auf den Richtplatz zu führen. Eine Fluth von Thränen entströmte den Augen des um das Leben der Gefangenen bittenden Caciquen, und Columbus gab sie, zum Beweise seiner Freundschaft und als Gewährung seiner Bitten, frey. Kaum waren ihnen die Ketten abgenommen, so sprengte einer zu Pferde von St. Thomas an, der den Admiral die Nachricht brachte, das er vier Spanier aus den Händen der Unterthanen des Caciquen gerettet habe, welche sich zur Gegenwehr gestellt, jedoch, vierhundert an der Zahl, bey Ansicht seines Pferdes geflohen wären.

Columbus war eben mit den Vorbereitungen zu einer neuen Expedition fertig, und setzte jetzt noch eine Regierung an, zu deren Präsidenten er, während seiner Abwesenheit, seinen Bruder ernannte. Hierauf segelte er nach Cuba, und entdeckte am 3. May Jamaica, wo, zu Folge eingezogener Nachrichten, Gold in Menge seyn sollte.

Diese Insel war, dem Anschein nach, außerordentlich reizend. Eine Menge Eingeborne kamen an Bord des Schiffs, und brachten Lebensmittel, die sie gegen europäische Kleinigkeiten vertauschten. Er segelte längs den Küsten hin, und ließ Boote absetzen, um zu lothen. Kaum aber hatten sich diese Boote vom Schiffe entfernt, als eine Menge bewaffneter Canoen sie umzingelte;

allein die Spanier waren unerschrocken, und begrüßten ihre Gegner mit einem Regen von Pfeilen, wodurch einige derselben verwundet wurden, die übrigen aber in größter Eile sich zurückzogen.

Columbus ließ hierauf sein Schiff ausbessern, und segelte wieder vorwärts nach Cuba, fest entschlossen, jetzt zur Gewißheit zu kommen, ob es eine Insel, oder ob es festes Land sey. Ein junger Indianer von Jamaica bath ihn um Erlaubniß, ihn nach Spanien begleiten zu dürfen, und bestand, ungeachtet der Vorstellungen und des dringenden Zuredens seiner Verwandten und Freunde, auf seinen Bitten, die ihm denn, wie es sich leicht denken läßt, auf die freundschaftlichste Art gewährt wurden.

Kaum hatte Columbus das Vorgebirge von Cuba, das er Cabo de Santa Cruz nannte, erreicht, so überfiel ihn ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz. Das ganze Meer in diesem Bezirke war voller kleiner Sandinseln, die die Schiffahrt äußerst gefährlich machten. Einige davon, dicht an der Küste, waren sehr angenehm; und er nannte sie deßwegen Garten der Königin. An diesen Inseln sah man scharlachrothe Seekraniche, Schildkröten und eine Menge Singvögel; die Luft düftete von gewürzreichen Gerüchen, und alle Sinne wurden hier bezaubert.

In einer der Straßen, die zwischen diesen Inseln durchgingen, erblickten sie einige Fischer, die ihr Geschäft auf eine ihnen ganz neue und sonderbare Art betrieben. Sie banden nähmlich einigen kleinen Fischen, die sie Reves nannten, eine Schnur um den Schwanz, und ließen sie so hinab ins Wasser. Diese Fische waren so abgerichtet daß sie einen im Wasser befindlichen Fisch angrif-

fen, sich fest an ihn anklammerten, und jener folglich mit ihnen in die Höhe gezogen ward. So sahen die Spanier z. B. eine Schildkröte herauf ziehn, der sich ein solcher Lockfisch um den Hals gewunden hatte, und die Indianer behaupteten, das sie bisweilen Hayfische von der ersten Größe fingen. Die Indianer machten dem Admiral mit der gefangenen Schildkröte ein Geschenk, das er durch ein kleines Gegengeschenk erwiederte.

Jetzt stieg der Mangel an Lebensmitteln immer höher, und Columbus Gesundheit litt durch ununterbrochne Strapazen und Mangel an Ruhe, deren er, bey dieser so gefährlichen Seereise gar nicht genießen konnte, außerordentlich.

Endlich landete er am 22. May auf einer der kleinen das Vorgebirge umgebenden Inseln, die er Santa Maria nannte. Er besuchte die dort angebaute Stadt, fand aber nichts darin, als Fische und Hunde, denn die Einwohner waren sämmtlich entflohen. Er segelte daher weiter nach Nord-Osten, ward aber nicht wenig verlegen, als er, je weiter er kam, immer mehr Syrten und kleine Inseln erblickte. Dadurch gerieth er, ungeachtet seiner Vorsicht, doch öfter auf den Sand und entschloß sich daher, weil er keine Wahrscheinlichkeit fand, daß die Gefahr, in der er jeden Augenblick schwebte, sich künftig vermindern werde, seinen Plan, die Insel zu umschiffen, bis er wieder nach Spanien zurückkehren würde, aufzugeben.

Er segelte also abermahls nach Cuba zurück. Hier entdeckte einer seiner Soldaten, der auf einen Baum geklettert war, auf dreyßig mit Lanzen und Wurfspießen, die man Macanas nannte, bewaffnete Männer. Unter diesen befand sich einer, der ein weißes bis auf die Knie gehendes Kleid

trug, und der von zwey andern, eben so gekleideten, geführet ward; Beyde schienen ihm, dem Gesichte nach, Spanier zu seyn. Alles entfloh, und Columbus setzte am folgenden Tage einige Mannschaft ans Land, um von diesen Umstande bestimmte Nachricht einzuziehen, aber vergebens.

Hierauf erschienen einige Canoen mit Wasser und Lebensmitteln. Man behielt hievon einen Indianer als Dollmetscher, jedoch unter der Versicherung, ihn, sobald er die nothwendige Nachricht gegeben haben würde, frey zu lassen. Dieser Indianer berichtete dem Admiral, daß Cuba eine rings von kleinen Inseln und seichten Ufer umschloßne große Insel sey, und daß ihr König mit seinen Unterthanen nie durch Worte, sondern immer nur durch Zeichen spräche.

Am folgenden Tage trafen sie eine große Menge Schildkröten, die fast das Meer bedeckte, ganze Schaaren von Seekrähen verdunkelten die Sonne, und Schwärme von Insekten verbargen ihnen vom Morgen bis Abend die Wolken. Am Abende fiel ein heftiger Platzregen, und hinweg war Alles.

Am 13. Junius ankerte Columbus an einer ohngefähr dreyßig Meilen im Umfange habenden Insel, die er Evangelista nannte. Hier nahm er Holz und Wasser ein, und segelte weiter südwärts, wo er aber in Gefahr gerieth, durch contraiten Wind an die Küste getrieben zu werden. Er steuerte daher ostwärts, und kehrte nach der Küste von Cuba zurück.

Am 30. Juny lief sein Schiff auf den Strand und saß so fest, daß es nur mit großer Mühe und etwas beschädigt wieder flott gemacht werden konnte. In dieser Zeit besuchte sie ein in der Nä-

he wohnender Cacique, und wohnte einem Hochamte bey. Er wartete den ganzen Gottesdienst mit äußerster Aufmerksamkeit ab, und zeigte nach Beendigung desselben seinen Glauben an ein höchstes Wesen, das in einem zukünftigen Leben die Tugend belohnt und das Laster bestraft.

Der Admiral ging am 16 Jul. wieder in See. Anfangs hatte er bloß mit Wind und Regen zu thun, als er aber an das Vorgebirge Santa Cruz kam, übereilte ihn ein Sturm so schnell, daß kaum die Segel eingezogen werden konnten, und das Schiff beynahe umgeworfen worden wäre. Das war aber noch nicht das einzige Uebel. Jetzt trat auch noch Mangel an Lebensmitteln ein. Glücklicherweise erreichten sie indessen noch Santa Cruz, wo die Indianer sie mit Cassadabrot, Fischen und Früchten im Ueberfluß versahen. Von hier aus gingen sie längs den Küsten westwärts auf Jamaica, das sie voll schöner Häfen und die Städte sehr bevölkert fanden.

Am 20. August segelte Columbus südwärts von Espannola bey Cape Tiberoon, welches er Capo San Miguel nannte. Bald nach seiner Ankunft kam ein Cacique an Bord, nannte Columbus bey Nahmen, und sprach einige spanische Worte. Gegen Ende des Monaths, da er die andern beyden unter seinem Kommando stehenden Schiffe aus den Augen verlohren hatte, legte er bey der Insel Alto Velo vor Anker. Hier tödtete die Mannschaft acht Seekälber, und fing viele Tauben und andere Vögel, denn alle diese Thiere kannten noch damahls die Grausamkeit des Menschen und die Nothwendigkeit nicht, vor seiner Gegenwart zu fliehen.

Nach Verlauf von sechs Tagen fanden sich auch die verlornen Schiffe wieder, und Columbus segelte nun längs den Küsten von Espannola weiter. Auf seiner Tour traf er auf eine große volkreiche Ebene, die eine Stadt eine Meile lang zu seyn schien. In der Nähe war ein ziemlich großer See befindlich. Die Bewohner dieser Stadt kamen sogleich an Bord und brachten die Nachricht, daß die Pflanzung zu Isabella sich wohl befinde, worauf Columbus neun Mann ans Land setzen ließ, mit dem Befehle landeinwärts zu reisen und die Kolonisten von seiner Ankunft zu benachrichtigen.

Nun segelte er ostwärts, und setzte einige Bothe in der Nähe einer großen Stadt ans Land, um dort frisches Wasser einzunehmen; allein die Einwohner thaten einen Ausfall mit Bogen und vergifteten Pfeilen, um eine Landung zu verhindern. Sie brachten sogar Stricke zum Vorschein, womit sie den Ankömmlingen drohten; allein da sie sahen, daß die Spanier beherzt vorwärts drangen, so warfen sie ihre Waffen weg, und bothen dem Admiral ihr sämmtliches Hab und Gut zum Lösegelde.

Der Admiral, der aus dem Erscheinen eines ungewöhnlich großen Fisches, welcher sich auf den Wellen wälzte; so wie aus mehreren andern Zeichen, einen nahen Sturm ahndete, wünschte jetzt einen bequemen Platz zu finden, wo er ankern und vor dem Sturme sicher seyn könnte. Er war auch wirklich so glücklich, auf der östlichen Seite von Espannola eine Insel zu entdecken, die die Einwohner Adamanai nannten. Kaum hatte er diesen Ruheplatz erreicht, so bemerkte er eine Mondfinsterniß, auf diese folgte ein Sturm, der mehrere Tage anhielt.

Hier wartete er nun günstigere Witterung ab, und fuhr dann weiter bis zur östlichen Landspitze von Espannola, von wo aus er auf eine kleine gegenüber liegende Insel, von den Indianern Mona genannt, steuerte.

Von hier aus segelte er nun nach San Juan de Borriguen, ward aber unterwegs von einem hitzigen Faulfieber befallen, das ihn seines Gedächtnisses und seines Verstandes beraubte. Unter diesen bedenklichen Umständen beschloß die Mannschaft, vorwärts auf Isabella zu segeln, wo sie denn auch nach Verlauf von fünf Tagen einliefen. Hier verließ den Admiral zwar das Fieber, und er bekam den Gebrauch seiner Sinne wieder, allein es dauerte noch immer sehr lange, bis er sich wieder völlig erhohlen konnte.

Auf Isabella hatte Columbus die Freude, seinen Bruder Bartholomäus, der, wie wir wissen, mit dem Hofe von England in Unterhandlung stand, zu finden. Bartholomäus war seitdem von England nach Frankreich gegangen, und hatte dort vom Könige Karl die Nachricht von seines Bruders glücklichem Erfolge nebst einem Geschenk von 150 Thalern zur Fortsetzung seiner Reise nach Spanien erhalten. Unglücklicherweise war der Admiral kurz vor seines Bruders Ankunft zu Sevilla auf seine zweyte Fahrt ausgelaufen; indeß ward auch Bartholomäus, auf Befehl Sr. kathol. Majestät, zu Verfolgung des nähmlichen Zwecks, mit drey Schiffen ausgerüstet.

Columbus ernannte jetzt seinen Bruder zum Gouverneur beyder Indien; allein dieser Titel erregte mancherley Streitigkeiten, und setzte den Columbus den Verkleinerungen seiner Gegner aus. Am Ende verglich man sich über diesen Titel, und

Bartholomäus ward, obgleich seine Gewalt dieselbige, und blos das Wort, das sie bezeichnete, verschieden war, statt Gouverneur, Statthalter beyder Indien genannt. — So haben sich die Menschen von jeher durch leere Worte irre leiten lassen.

Bartholomäus Gesellschaft und Beystand war jetzt ein wahrer Trost für den Admiral, denn dieser befand sich, durch Peter Margerite's übles Betragen, mit den Indianern in Streitigkeiten verwickelt. Dieser nichtswürdige Offizier hatte, statt Columbus Befehlen zu gehorchen, sich mit der ihm um das Land zu durchkreuzen anvertrauten Mannschaft zehn Meilen von Isabella gelagert, und von dort aus Drohungsbriefe an die Regierung gesandt, doch war er, als er einsah, daß ihm das nichts half, und er die Oberherrschaft nicht, wie er wünschte, an sich reissen konnte, und da er noch überdieß die Rückkunft des Admirals fürchtete, mit dem ersten segelfertigen Schiffe nach Spanien abgesegelt, und hatte seine Leute ohne Aufsicht und Anführer gelassen. Was war daher anders zu erwarten, als, daß diese ihrem eignen Willen folgten, sich im Lande umher zerstreuten, die Eingebohrnen beraubten, ihnen ihre Weiber entführten, und soviel Grausamkeiten begingen, daß sie dadurch nicht allein die Zuneigung der Indianer verlohren, sondern diese sogar gegen sich aufbrachten. Und wahrhaftig, hätten die Caciquen und ihre Vasallen standhaft zusammen gehalten, so würde es ihnen jetzt leicht geworden seyn, das spanische Joch von sich abzuschütteln, allein Eifersucht unter gleichmächtigen Beherrschern, läßt es, selbst wenn ihr allgemeiner Vortheil dadurch erreicht werden könnte, nie zu einer völligen Uebereinstimmung kommen.

Guacanagari allein blieb fest in seinen Entschlü-

schlüssen, und hatte bereits tüchtige Ahndungen für die Treue, die er den Spaniern hielt, von den benachbarten Caciquen erfahren. Einer seiner Nachbarn hatte eins seiner Weiber getödtet, Caunabo, der Besitzer der Minen, hatte ein zweytes entführt. Jetzt forderte Guacanagari, um den Tod der einen zu rächen, und um die andere zurückzuerhalten, des Admirals Beystand, den ihm auch der Admiral aus Dankbarkeit, und um jene Ungerechtigkeiten zu ahnden, nicht versagte. Ueberdieß fand es auch Columbus vortheilhaft, die Uneinigkeiten zwischen diesen indischen Fürsten zu unterhalten, denn Politik und Moralität lagen ja immer im Streite, und Columbus widmete sich der Erstern.

Am 24. März 1495 rückte der Admiral in Gesellschaft des Caciquen Guacanagari, mit zweyhundert Europäern, zwanzig Pferden und eben so viel Hunden gegen des Caciquen Feinde aus. Letztere bestanden in einer Armee von hunderttausend Mann, und noch nie hat man wohl eine ungleichere Anzahl zweyer Krieg führenden Parteyen getroffen.

Erst am zweyten Tage bekam Columbus diese feindliche Armee zu Gesichte, und theilte sogleich seine Mannschaft, damit durch einen doppelten Angriff die Aufmerksamkeit der Indianer möchte abgelenkt und ihre Verwirrung vermehrt werden, in zwey Corps. Das Kommando des einen übertrug er seinem Bruder Bartholomäus. Schon die erste Begrüßung von spanischen Stahlbogen und Feuergewehren brachte die Indianer in einige Unordnung; da nun aber vollends die Spanier mit Pferden und Hunden vordrangen, so floh die furchtsame und undisciplinirte Menge mit Bestürzung

und Schrecken. Tausend wurden getödtet oder zu Gefangenen gemacht, und unter diesen Letztern befand sich auch der Cacique Caunabo mit allen seinen Weibern und Kindern. Er bekannte, daß er zwanzig Spanier, die zuerst auf Natividad gelassen worden waren, getödtet habe, und daß er jetzt im Begriff gewesen sey, Isabella anzugreifen. Dieses Bekenntniß, das sich durch eine wirkliche Rebellion — wenn anders Vertheidigung seines Eigenthums den Nahmen Rebellion verdient — bestätigte, hielt Columbus für so sehr bedeutend, daß er sich gar nicht getraute darüber ein Urtheil zu sprechen, sondern beschloß, den Caunabo mit seiner ganzen Familie nach Spanien zu schicken, und ihm dort den Prozeß machen zu lassen.

Dieser sich auszeichnende Sieg, und besonders die Gefangennehmung des Caunabo, verbreitete unter den Indianern eine so allgewaltige Furcht und Schrecken, daß Columbus im Verlauf von etlichen Monathen sich die ganze Insel unterwürfig machte, und den Eingebornen einen vierteljährlichen Tribut auflegte. Der Friede ward jetzt so allgemein und fest, daß ein einzelner Spanier durch die ganze Insel reisen konnte, ohne von irgend Jemanden angegriffen oder beleidigt zu werden, vielmehr nahm man jeden gastfreundschaftlich und mit Achtung auf.

Indessen verringerte sich doch von Zeit zu Zeit die europäische Kolonie durch Klima und Kost, an die sie sich nicht gewöhnen konnte, beynahe auf ein Drittheil von der Anzahl, die zuerst auf Isabella landete.

Während dieser ruhigen und friedlichen Periode nun machten sich die Spanier mit den Sitten und Gebräuchen der Einwohner und mit den

Produkten der Inseln, die sie bis jetzt noch nicht besucht hatten, bekannt. In Rücksicht religiöser Gegenstände fanden sie, daß jeder Cacique ein besonderes Haus hatte, das blos zur Verehrung gewisser hölzerner Bilder, die sie Cemis nannten, und vor denen sie betheten und verschiedene gottesdienstliche Gebräuche verrichteten, bestimmt war. Als man den Caunabo fragte, wie er glaube, daß es nach dem Tode mit ihm werden würde, so antwortete er: er werde in einem künftigen Zustande in ein gewisses Thal aufgenommen werden, wo, in Gesellschaft seiner Aeltern und seiner Vorfahren, der höchste und ungestörteste Genuß sinnlichen Vergnügens seiner erwarte.

Da nunmehr Espannola sich gewissermaßen in einem Zustande der Unterwürfigkeit befand, und die Kolonie wirklich etablirt und gegen feindliche Anfälle gedeckt war, so entschloß sich Columbus nach Spanien zurückzukehren, dort von den gemachten Fortschritten Bericht zu erstatten, und sich gegen die Anklagen einiger boshaften Verläumder zu vertheidigen. Er segelte zu dem Ende am 10. März 1496 in Begleitung noch eines Schiffs nebst zweyhundert fünf und zwanzig Spaniern und dreyßig Indianern ostwärts unmittelbar zurück.

Nachdem Columbus sich ziemlich weit entfernt hatte, drehte sich der Wind, auch fingen die Lebensmittel an abzunehmen, so daß Columbus sich genöthigt sah, südwärts zu segeln, wo er am 9. April bey Marigalante vor Anker legte.

Am folgenden Tage segelte er nach Guadaloupe. Dort setzte er seine Bothe aus, allein seine Soldaten wurden von einer Schaar bewaffneter Weiber, die aus einem Gehölz herbey liefen, empfangen. Sie blieben deswegen auf ihren Bo-

then, und ließen blos zwey indianische Weiber ans Land schwimmen, um jenen bekannt zu machen, daß blos Lebensmittel, die sie ihnen abkaufen wollten, der Grund ihrer Landung sey.

Da das diese Amazonen vernommen hatten, zeigten sie gegen Osten hin, wo ihre Männer wohnen sollten, die die Seefahrer mit dem Verlangten versehen würden. Columbus segelte also längs der Küste hin, und ward, so bald man ihn wahrnahm, durch einen Regen von Pfeilen von den häufig an das Ufer strömenden Indianern empfangen. Da Columbus sahe, daß diese Insulaner eine Landung hartnäckig verweigerten, so ließ er ihnen eine volle Lage von den Schiffen geben, worauf sie augenblicklich entflohen, und ihre Häuser den Spaniern überließen. Man glaubte sich jetzt nach Recht und Billigkeit befugt zu plündern, nahm ihnen daher ihre gesammten Habseligkeiten, und zerstörte, ohne sich eben ein Gewissen darüber zu machen, ihre Wohnungen. Man fand hier hinlänglich Brot für die Mannschaft, und in einigen der Wohnungen, die sämmtlich viereckigt waren, traf man Honig, Wachs und einige Geräthe von Eisen. An einem Spieße fand man einen Menschenarm bratend, der vermuthlich einer dieser Familien zum Mittagsmahl hatte dienen sollen.

Der Admiral schickte hierauf vierzig Mann ab, um Kundschaft einzuziehen; diese kamen am folgenden Tage zurück, und brachten zehn Weiber, unter denen sich die Gemahlinn eines Caciquen befand, und drey Knaben mit. Diese Dame wurde ungeachtet ihrer Schnellfüßigkeit, von einem canarischen Insulaner, der sie zur Beute zu machen gehofft hatte, gefangen. Die Weiber waren hier zu Lande außerordentlich dick und plump; sie

hatten langes über die Schultern herabhangendes Haar; ihre ganze Kleidung bestand in Baumwollenzeug, worin blos ihre Beine vom Knöchel bis an die Kniee herauf eingewickelt waren. Nach Aussage dieser gefangenen Fürstinn war diese Insel blos von Weibern bewohnt, und unter denen, die sich der Landung widersetzt hatten, hatten sich nur vier Männer befunden. Zu gewissen Zeiten des Jahrs wurden diese Weiber von den Männern auf eine kurze Zeit besucht, und dann reisten diese wieder zurück. Das nähmliche war auch der Fall auf einer andern Insel, die von einer gleichen Art von Amazonen bewohnt wurde; diese letztern zeigten einen männlichen Verstand und Kräfte, die unter diesem Himmelsstrich selten bey Männern zu finden sind.

Nachdem Columbus wieder mit dem nothwendigsten Bedürfnissen versehen war, ließ er die gefangenen Weiber, die Gemahlinn des Caciquen ausgenommen, los. Diese Letztere entschloß sich, den Caunabo, welcher einer ihrer Landsleute, der sich nach und nach bis zu einem Caciquen von Espannola empor geschwungen hatte, zu seyn schien, nach Spanien zu begleiten. Am 20. April ging Columbus von Guadaloupe unter Segel.

Bis hundert Meilen westwärts von den Azoren ging alles gut, allein nunmehr fingen die Lebensmittel an abzunehmen, und man war genöthigt, dem Schiffsvolke von ihrem Unterhalte etwas abzukürzen. Demungeachtet stieg die Hungersnoth so hoch, daß Einige den Vorschlag thaten, die Indianer zu essen, Andre verlangten, man solle sie, um die Consumtion zu verringern, über Bord werfen. Columbus verwarf voll Unwillen

Beydes, und wandte alle Ueberredungskunst an, um die unglücklichen Gefangenen zu retten.

Am nächsten Morgen (es war der 8. Juny) hatte seine Menschenfreundlichkeit auch wirklich dafür den belohnenden Anblick des nicht mehr fernen Landes. Man fand sich, obschon einige Tage später, als die Steuermänner es berechnet hatten, aber pünktlich zu der Zeit, wo Columbus es vorausbestimmte, bey Odeniera, zwischen Lisabon und Capo St. Vincent. Dieses richtige Eintreffen der Voraussage Columbus machte, daß die Mannschaft glaubte, er stehe mit Geistern im Bunde.

Hier nun landete der Admiral, und ging nach Burgos, wo eben beyde Majestäten die Vermählung ihres Prinzen Johann mit Margaretha von Oesterreich feyerten. Man nahm ihn sehr günstig auf, und er legte dem Könige und der Königinn Produkte mancherley Art, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, vor, beschenkte sie mit einer beträchtlichen Menge Goldstaub, Goldplatten und Manufakturwaaren, die mit Goldplättchen durchwirkt waren.

Sein nächstes Geschäft war nunmehr, sein Betragen gegen einige fälschlich wider ihn ausgestreute Gerüchte, die seinem guten Nahmen nachtheilig werden konnten, zu rechtfertigen. Dem Scheine nach ging auch damit alles nach Wunsche; allein, als er darauf antrug, daß man ihn von neuem mit für die Kolonie unumgänglich nothwendiger Mannschaft und andern Bedürfnissen ausrüsten und zurücksenden möchte, war der Hof in Erfüllung seines Gesuchs so langsam, daß mehrere Monathe verstrichen, ehe sein Zweck, und zwar nur zum Theile erreicht wurde; denn man sandte nicht mehr als zwey Schiffe, und also viel zu

wenig zur Unterstützung der Kolonie, unter dem Kommando von Peter Fernando Coronell, ab. Der Admiral wurde dadurch nun abermahls in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt, von neuem bey Hofe anzusuchen; allein das Ministerium wirkte ihm in allen Dingen entgegen, König und Königinn waren vielleicht auch auf seine überwiegenden Verdienste und Einsichten eifersüchtig, und der Bischof von Burgos, ein Mann von außerordentlichem Einflusse, Columbus Todfeind, und, wie wir in der Folge hören werden, der Urheber all seines Unglücks, wandte alle nur mögliche niedrige Kunstgriffe an, um ihn bey dem Könige anzuschwärzen und ihn in Ungnade zu bringen.

Christoph Columbus's

dritte Reise.

Ausdauernde Geduld und Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen, die Columbus so ganz eigen war, verließ ihn auch dießmahl nicht; er ließ nicht nach, bis er seinen Zweck erreicht hatte, und betrieb seine neue Reise mit möglichster Lebhaftigkeit, so daß er endlich am 30. May 1498 aus der Bay von San Lucar de Barameda, mit sechs Schiffen voll Bedürfnissen für die neuen Kolonisten, und mit dem festen Entschlusse, die Bahn seiner Entdeckungen mit möglichster Schnelle zu befolgen, auslief.

Am 9. Juny legte er vor Madeira vor Anker, und am 18. befand er sich bey Gomera, wo ein französisches Schiff mit drey spanischen Fahrzeugen, die es weggenommen hatte, so bald es die spanische Flotte ansichtig wurde, davon segelte. Der Admiral ließ ihnen sogleich nachsetzen, allein das französische Schiff konnte schneller segeln, und entkam.

Columbus ging nun weiter vorwärts nach Ferro, dort ließ er drey von seinen Schiffen, unter dem Kommando von dreyen seiner treuesten und geschicktesten Offiziere, nach Espannola unter Segel gehen. Er selbst wollte mit seiner übrigen Mannschaft nach dem Vorgebirge der grünen Inseln,

und von dort auf die Entdeckung des festen Landes gehen.

Am 25. Junius legte er bey Bona Vista vor Anker. Hier fand er nichts weiter, als einige Häuser, worin sich Aussätzige, die man zur Cur hieher zu bringen pflegt, befanden. Die Portugiesen, welche die Aufsicht dieser Insel hatten, ließen dem Columbus soviel von ihren Vorräthen ab, als sie entbehren konnten. Auf Befragen, wie man den Aussatz heile, gaben sie zur Antwort, daß die Patienten blos der Temperatur der Luft und dem Genusse der Schildkröten, mit deren Blute auch ihre äußern Theile benetzt wurden, ihre Heilung zu verdanken hätten.

Auf dieser Insel befanden sich vorzüglich viele Schildkröten und Ziegen; letztere wurden in großen Quantitäten eingesalzen und nach Portugall verladen.

Von Sant Jago wollte der Admiral Kühe und Ochsen für seine Pflanzung in Espannola mitnehmen, allein, da das mit zu vieler Mühe und Zeitverlust verbunden war, so gab er es auf, und steuerte südwest, um die Linie zu erreichen, wo er alsdann seinen Lauf nach Westen richten wollte. Nachdem er einige Zeit so fortgesegelt war, fingen endlich die Lebensmittel an abzunehmen, er entschloß sich also, seinen Plan abzuändern und auf Espannola zu segeln. Er kehrte sich jetzt nordwärts, und nach einiger Zeit erblickte in den Nachmittagsstunden der im Mastkorbe Wacht haltende Matrose gegen Westen in einer Entfernung von funfzehn Meilen, Land, das sich, so weit das Auge reichen konnte, nach Nord-Osten zog. Die Seeleute sangen ihr Salve Regina! und der Admiral gab dem neuentdeckten Lande, weil sich ihm

drey Berge neben einander mit einem Mahle zeigten, den Nahmen Trinidad.

Hierauf setzte er seine Reise genau westwärts fort, und entdeckte in einer Entfernung von fünf und zwanzig Meilen am 1. August das feste Land, hielt es aber für eine Insel, und nannte es Isla santa.

Um mehrerer Gewißheit willen segelte Columbus nach einer westlichen Landspitze, del Arneal genannt. Hier folgte ihm ein Canoe mit fünf und zwanzig Mann, es hielt einen Büchsenschuß von ihm still, und die Mannschaft schrie laut. Er suchte sie an das Schiff zu locken, und zeigte ihnen einige metallene Zierathen und Spiegel, aber es half nichts. Darauf ließ er einen seiner Soldaten auf das Verdeck der Cajüte steigen, und mit Trommel und Pfeife Musik machen, indeß einige Andre um ihn her tanzen mußten. Allein kaum hatten die Indianer die Musik gehört, und die Bewegungen der Soldaten gesehen, als sie beydes für ein Zeichen von Feindseligkeiten hielten, und sich zur Gegenwehr fertig machten. Man schoß hierauf mit Stahlbogen nach ihnen, und sie entfernten sich. Demungeachtet ruderten sie auf die Seite eines andern Schiffs, dessen Capitain ihre Freundlichkeit durch ein gleiches Betragen erwiederte. Sie sahen von Gesicht ganz artig aus, hatten langes mit Schnuren gebundenes Haar, und trugen Gürtel von baumwollenem Zeuge.

Nachdem Columbus seine Schiffe mit Wasser aus gegrabenen Kanälen, die er am Ufer fand, versehen hatte, ging er weiter nord-westwärts an eine Mündung oder Kanal, der sich durch die Landspitze von Trinidad und durch eine andere des festen Landes bildete, und den er Boca del Drago

nannte. Mitten in diesem Kanale legte Columbus vor Anker. Allein hier waren die Seeströme so stark und das Getöse der Wellen so fürchterlich, daß das Schiffsvolk in Angst und Unruhe gerieth. Jedoch entkamen sie völlig unbeschädigt. Der Admiral ließ die Anker lichten, und segelte längs den Küsten von Paria, wie er es nannte, hin, in der Hoffnung — denn er hielt es für eine Insel — einen Durchweg nordwärts nach Espannola zu finden; allein er sah zuletzt, daß er sich geirrt hatte.

Am 5. August ließ er ein Both ans Ufer setzen. Man fand hier Ueberfluß von Früchten und Holz, und im Boden sah man Fußtapfen von Menschen, die bey der Ankunft der Spanier geflohen waren.

Nicht weit von diesem Platze kam ihnen vom Ufer ein Canoe mit drey Mann entgegen; sie wurden vom Admiral, wie gewöhnlich, gütig aufgenommen, beschenkt und wieder ans Land gelassen, wo bereits eine Menge Indianer versammelt lag. Diese, zufrieden mit den friedlichen Gesinnungen der Spanier, fingen einen Handel mit letztern an. Die Mannspersonen trugen um ihren Kopf und um ihre Lenden Binden von baumwollenen Zeuge, die Weiber hingegen waren über und über nackend. Zwar schienen sie alle ungleich gebildeter und umgänglicher, als die Espannolaner, aber sie hatten, gleichwie Jene, eine ungemeine Vorliebe für messingne Kleinigkeiten und Glöckchen.

Da Columbus in dieser Gegend, außer einigen Goldplättchen, die die Einwohner am Halse trugen, weiter keine Produkte fand, die der Mühe werth gewesen wären, so nahm er sechs Indianer mit an Bord, und segelte weiter gegen Westen. Hier kam er an zwey hochliegende und stark

bevölkerte Inseln, welche reicher zu seyn schienen, als die, die er so eben verlassen hatte. Die Einwohner hatten Schnuren von Perlen um ihre Arme, und trugen schwerere Goldplatten. Der Admiral kaufte einige dieser Perlen, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß man sie west- und nordwärts bey Paria fände. Er schickte daher sogleich einige Bothe ab, um sich nach den nähern Umständen dieser kostbaren Fischerey zu erkundigen. Die Einwohner überhaupt empfingen die Spanier mit aller nur möglichen Freundlichkeit und Gastfreundschaft, und gaben ihnen zu erkennen, daß sie auf diesen Fuß ferner mit ihnen zu leben wünschten.

Columbus verfolgte nunmehr seinen Lauf westwärts, fand aber das Wasser von Zeit zu Zeit seichter, und sah, als er die Küsten auf kleineren Fahrzeugen weiter bereiste, daß das, was ihm Inseln zu seyn geschienen hatten, ein einziges zusammenhängendes festes Land war. Dieser Umstand nöthigte ihn, wieder gegen Osten zurückzukehren, und mit Mühe und Noth gelang es ihm, durch die Meerenge von Trinidad und Paria durchzukommen. Er segelte hierauf längs der Küste von Paria hin, und landete, nachdem er bey einigen kleinen Inseln vorbeygefahren war, am 30. August auf Domingo, wo indessen sein Bruder eine Stadt gleiches Nahmens hatte bauen lassen.

Columbus, der von unaufhörlichem Wachen fast blind und an Kräften erschöpft war, schmeichelte sich jetzt mit der angenehmen Hoffnung, nunmehr am Busen des Friedens auszuruhen, aber leider waren seine Hoffnungen vergebens. Die ganze Insel befand sich in Verwirrung; eine grosse Anzahl Kolonisten war gestorben; eine ganz

neue und fürchterliche Krankheit, die die Quellen des Lebens vergiftet, hatte gegen hundert und sechzig angegriffen; eine beträchtliche Anzahl hatte unter Anführung eines Mannes, dem er das oberrichtliche Amt anvertraut hatte, rebellirt; und um die Summe seines Unglücks voll zu machen, waren die drey Schiffe, die er von den canarischen Inseln hierher sandte, noch nicht eingelaufen. Endlich kamen jedoch diese nach einer langen ermüdenden Reise, auf der ein großer Theil der Vorräthe fruchtlos verzehrt worden war, noch an.

Columbus Bruder stattete ihm hierauf Bericht von den ausgebrochenen Unruhen und deren Ursachen ab, und der Admiral beschloß, den ganzen Vorfall dem Hofe von Spanien zu melden. Die Rebellen beklagten sich, daß man sie hier auf der Insel zurück behielt, und man bewilligte denen, die schlechterdings nach Spanien zurück wollten, einen freyen Abzug.

Nach tausenderley verdrießlichen Streitereyen kam man endlich dahin überein, daß der Admiral dem Anführer der Rebellen, Roldan genannt, zwey gute und hinlänglich verproviantirte Schiffe, worauf er mit seiner Partey nach Spanien zurückzusegeln dachte, geben; daß er eine Ordre zur Bezahlung ihrer Löhnung bis auf den Tag ihrer Abreise ausfertigen sollte, und daß die Mißvergnügten vierzig Tage nach Unterzeichnung der Tractaten die Insel verlassen müßten. Nachdem diese Uebereinkunft förmlich abgeschlossen war, gab der Admiral Befehl die beyden Schiffe sogleich auszurüsten. Da indessen, weil es an hinlänglichen Vorräthen fehlte, und auch die Witterung ungünstig war, noch einige Zeit hinging, ehe die Schiffe nach Xaragua, so hieß der Hafen, von wo aus

die Einschiffung geschehen sollte, herumgebracht werden konnten, so änderte Roldan seinen ersten Entschluß, benutzte den ohne des Admirals Schuld entstandenen Verzug, entsagte seinen Forderungen, und weigerte sich abzureisen.

Der Offizier, der die Schiffe zu dem bestimmten Hafen brachte, ermahnte die Aufrührer, die von ihnen eingegangenen Verbindlichkeiten nunmehr zu erfüllen und sich zu beruhigen, und protestirte gegen ihr Verfahren, allein vergebens. Hierauf kehrte er zum Admiral zurück, und berichtete ihm die Einwendungen, die von Seiten Roldans geschehen waren.

Columbus kannte das Mißvergnügen seiner eignen Mannschaft nur zu gut, so, daß er sich alle Mühe gab, einen neuen Bruch so gut und schnell als möglich zu verhindern, er bewilligte daher eine Konferenz mit dem Anführer der Rebellen, in welcher festgesetzt wurde: daß funfzehn von Roldans Partey mit dem ersten nach Spanien segelnden Schiffe abreisen, die übrigen aber, welche bleiben wollten, Ländereyen und Häuser statt ihrer verwilligten Löhnung haben sollten; daß Columbus eine Urkunde der Amnestie ausfertigen und Roldan wieder in sein voriges Amt eines Oberrichters auf Lebenszeit eingesetzt werden sollte.

Da nun endlich Columbus auch diese verdrießliche Geschichte beseitigt hatte, sandte er einen Hauptmann mit einem Corps Soldaten ins Land, um die aufrührischen Indianer zur Ruhe zu bringen. Er selbst faßte mittlerweile den Entschluß, nach Spanien zurückzukehren, und seinen Bruder den Statthalter, mitzunehmen.

Mittlerweile kam Alonzo von Ojeda mit vier Schiffen von einer Fahrt zurück, und legte zu Va-

quimo vor Anker. Dort beging er nicht allein, ohne alle Veranlassung, Gewaltthätigkeiten gegen die Indianer, sondern er zettelte auch unter den Spaniern selbst Aufwiegeleyen an, und suchte sie, unter dem Vorwande: die Königinn Isabella sey gefährlich krank, und Columbus werde nach ihrem Tode, zumahl da sein naher Anverwandter, der Bischof von Burgos, Columbus Todfeind sey, bey Hofe keine Protektion finden, sondern vielmehr ein Opfer der Rache des Bischofs werden, auf seine Seite zu bringen.

Glücklicherweise erfuhr das Columbus sogleich, und ließ Roldan nebst ein und zwanzig Mann gegen ihn anrücken. Das kam dem Ojeda zu unerwartet und schnell, und machte Flucht und Gegenwehr vergeblich. Er änderte daher seinen Ton, entschuldigte seine Landung durch Mangel an Lebensmitteln, und erklärte, daß er nicht im Geringsten die Absicht gehabt, die Ruhe der Insel zu stören. Darauf erzählte er, daß er an der Küste von Paria einige Abenteuer gehabt, und verschiedene Entdeckungen gemacht, und versprach, daß er sobald als möglich nach Domingo herum segeln und dem Admiral selbst seine Aufwartung machen wolle.

Ungeachtet dieses Bekenntnisses und des darauf erfolgten Versprechens richtete Ojeda doch, statt nach Domingo zu segeln, seinen Lauf nach Xaragua. Hier verführte er eine Menge Leute, die nur erst vor kurzem in einem Aufruhr begriffen gewesen waren, und gab vor, das er und Caravajal von Sr. kathol. Majestät wirklich beauftragt wären, über Columbus und sein Betragen Aufsicht zu führen. Ja, er ging sogar so weit, daß er Einige verleitete, um ihm zu Erreichung seiner

Wünsche behülflich zu werden, Gewalt zu gebrauchen, allein der vernünftigere und gutgesinnte Theil der Spanier widersetzte sich, und es kam zu einem Gefecht, in welchem mehrere Spanier fielen. Darauf ward Roldan zum zweytenmhle gegen ihn beordert, und der Aufrührer Ojeda war genöthigt die Flucht zu ergreifen und sich auf sein Schiff zurück zu ziehen. Roldan suchte indeß durch List sein Both in seine Gewalt zu bekommen, und dadurch zwang er den Ojeda zu einer Unterhandlung, und daß er die Insel verlassen mußte.

Doch kaum war dieser Aufwiegler fort, so entstanden neue Unruhen. Einer von Roldans ehemahliger Partey wollte die Tochter der Königinn Canua von Xaragua heirathen; da ihm das aber nicht erlaubt wurde, so legte er es darauf an, den Oberrichter in seine Gewalt zu bekommen und ihn umzubringen. Allein Roldan erfuhr es noch zu guter Zeit, und nahm so kluge Maaßregeln, daß er die Häupter der Verschwörung wirklich in seine Hände bekam. Der Admiral ließ sogleich Kriegsrecht über sie halten, und es wurde der Hauptanführer gehangen, andere fortgejagt, und die übrigen einer willkürlichen Strafe des Columbus überlassen. Dieses Beyspiel einer strengen, doch um der Subordination willen äußerst nothwendigen Bestrafung, hatte so einen heilsamen Einfluß sowohl auf die Spanier, als auf die Eingebornen, daß Friede und Ruhe auf einmahl über die ganze Insel verbreitet ward.

Gerade um diese Zeit entdeckte man nun Goldminen von der reichhaltigsten Ergiebigkeit, und es war, gegen eine Abgabe eines Drittheils des Ertrags an den König, Jedermann erlaubt, für seine eigne Rechnung zu arbeiten. Dieses Geschäft

war so belohnend, daß einer der Arbeiter einmahl vierzig Unzen in einem Tage gewonnen hatte, und ein Klumpen gediegenes Gold, den ein Andrer fand, wog nicht weniger als hundert sechs und neunzig Dukaten.

Indeß nun Columbus mit Eifer und Thätigkeit alle Unruhen gedämpft hatte, indem er die Glückseligkeit von Espannola fest gründete, und zugleich die Vortheile seines Königs auf so reichhaltige Art zu befördern suchte, kam es ihm gar nicht in die Gedanken, daß mittlerweile ein Sturm sich zu Hause zusammen ziehn könne, und bald über seinem Haupte ausbrechen werde. Doch waren wirklich während der letzten Unruhen eine Menge Klagen von denen, deren strafbare Absichten er zu vereiteln gesucht hatte, gegen ihn ausgebrochen. Man hatte ihn mit den abscheulichsten Farben, die nur die Bosheit mischen konnte, geschildert; und die Freunde der Kläger, die durch Columbus Feinde am Hofe noch mehr angefeuert wurden, machten in Castilien so einen Lärm, daß sich sogar das Volk um den König her versammelte, sich über den stolzen und herrschsüchtigen Abwesenden, der ihre Verwandten und Freunde von dem vaterländischen Boden entfernt und in Tod und Verderben geführt hätte, wie sie ihn nannten, Beschwerden und Genugthuung und Gerechtigkeit verlangten.

Der nähmliche Pöbel, der, nur noch vor wenig Jahren, den Columbus wegen seiner Entdeckungen fast vergötterte, fiel jetzt auf diese einzige fälschliche Nachricht, daß er ihre Landsleute zu ruiniren suche, unbarmherzig über ihn her. Der Hof, der ohne Zweifel Columbus Arbeiten und ihre Vortheile zu genießen wünschte, ohne ihm den verdienten und durch festgesetzte Verträge be-

stimmten Dank zu reichen, gab den ungestümen Forderungen nach; und Sr. kathol. Majestät gaben einem gewissen Francis de Bovadilla, einem Manne, der sich noch durch nichts Bedeutendes ausgezeichnet hatte, den Auftrag, unter dem Titel eines Generalinspektors nach Espannola abzureisen. Kraft seines Ansehns und des Amtes, das er bekleidete, sollte er des Admirals Verfahren genau untersuchen, und wenn er ihn schuldig fände, denselben nach Spanien senden, und seine Stelle einstweilen vertreten.

Dieser königliche Auftrag machte die Gerechtigkeitsliebe des Herrn Generalinspektors gar bald stockblind, und befeuerte seinen Ehrgeitz dermaßen, daß er kaum zu St. Domingo angekommen war, als er auch schon von des Admirals Pallast Besitz nahm. Er versammelte sodann alle die, von denen er schon im voraus wußte, oder jetzt erst erfuhr, daß sie mit Columbus und dessen Bruder unzufrieden wären; erklärte sich zum Gouverneur, und versprach dem Volke, um es sich geneigt zu machen, eine zwanzigjährige Freyheit von allen Abgaben. Hierauf ließ er den Admiral vor sich fordern, und um dieser Vorforderung Gewicht zu geben, ließ er ihm die königliche Vollmacht vorzeigen.

Der Inhalt des Briefs ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht wörtlich unsern Lesern mittheilen sollten.

An Don Christoph Columbus,
Unsern Admiral auf dem Ocean.

Wir haben dem Ueberbringer dieses Briefs, den Interimsgouverneur Francis de Bovadilla, be-

auftragt, Euch einiges in Betreff Unsrer bekannt zu machen. Wir befehlen Euch deßwegen gnädigst, oberwähnten Francis de Bovadilla überall anzuerkennen, und ihm unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Gegeben zu Madrid am 21. May 1499.

Unterzeichnet

Der König.

Die Königinn.

Auf Befehl Ihrer Königl. Majestäten

Mic. Perez de Alamanzon.

Columbus säumte keinen Augenblick, diesem königlichen Befehle Folge zu leisten. Er reiste sofort nach St. Domingo ab, um sich vor Bovadilla zu stellen. Bovadilla aber ließ ihn und seinen Bruder Diego sogleich in Ketten legen und auf sein Schiff bringen. Ueberdieß gab er ihm noch eine starke Wache, damit keiner seiner Freunde mit ihm reden konnte.

Man machte hierauf dem Admiral und seinem Bruder den Proceß. Columbus Feinde wurden, wie sich das leicht denken läßt, als gültige Zeugen abgehört, und keine Klage wider ihn war so unzusammenhängend, absurd und augenscheinlich boshaft, daß sie nicht angenommen worden wäre. Am Ende entschied man, daß Bovadilla nach so bewandten Umständen ihm seine bisherige Stelle abnehmen müsse.

Noch war Columbus älterer Bruder Bartholomäus, der Statthalter, nicht von Xaragua wieder zurück gekehrt, wahrscheinlich hätte er sonst seinen Bruder mit gewaffneter Hand befrey't, allein der Admiral bath ihn, sich ruhig der Vollmacht und der Autorität des neuen Gouverneurs zu unterwerfen, denn das Gefühl seiner Unschuld

ließ es diesem großen Manne nicht zu, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben.

Kaum hatte sich jetzt Bovadilla, der Gebrüder Columbus bemächtigt, so gab er dem Schiffskapitain gemessene Ordre, sie, sobald er gelandet haben würde, sogleich an Foneska, den Todfeind des Admirals, abzuliefern. Der neue Gouverneur machte indessen einen gesegneten Anfang, die Schätze des Königs unter seine Kreaturen zu verschwenden; alle Schandthaten und Unterdrückungen, die sie begingen, zu beschönigen und zu entschuldigen, und alle jene heilsamen Einrichtungen, die sein weiser Vorgänger gemacht hatte, über den Haufen zu werfen.

Andreas Martin, der Capitain des Schiffes, worauf Columbus zurück gebracht wurde, fühlte es erniedrigend, einen Mann, wie Columbus, in Ketten zu sehn, und wollte sie ihm abnehmen; allein der Admiral bestand darauf, sie bis an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, und äußerte, er wollte sie, als einen Beweis, wie man seine Dienste belohnte, aufheben. Bey diesem Entschlusse beharrte er auch, und hob sie bis an seinen Tod als die kostbarsten Reliquen auf. Nach seinem Tode wurden sie, seiner Verordnung gemäß, ihm mit in den Sarg gegeben.

Am 20. November 1500 legte das Schiff bey Cadix vor Anker. Columbus schrieb sogleich an den König, und berichtete ihm, auf welche Art man ihn behandelt habe. Der König antwortete ihm in den gnädigsten Ausdrücken, bezeugte sein Beyleid über das dem Admiral zugefügte Unrecht, und tadelte Bobadilla's Verfahren. Ueberdieß lud er ihn ein, nach Hofe zu kommen, und versprach

ihm, ihn in Kurzem in alle seine Aemter und Ehrenstellen wieder einzusetzen.

Bey seiner Ankunft zu Granada wiederholte der König und die Königinn mündlich, was sie dem Columbus schriftlich versichert hatten, und versprachen ihm vollkommne Genugthuung. Sein Prozeß wurde gehörig eingeleitet, man fand, daß die Anklagen falsch und boshaft waren, und Columbus ward auf die ehrenvolleste Art freygesprochen. Man ernannte hierauf einen neuen Gouverneur von Espannola, der das dem Admiral zugefügte Unrecht und Schaden untersuchen, es wieder gut machen, und Bovadilla nöthigen sollte, vollkommnen Ersatz zu leisten. Der Mann, dem man dieses Geschäft übertrug, hieß Nicholas de Obando, ein Mann von vielen Fähigkeiten, der aber eben so hinterlistig als rachgierig war.

Mittlerweile sollte Columbus, bis Obando dessen Angelegenheiten zu Espannola besorgt haben würde, auf irgend eine andre ihm Ehre und Nutzen bringende Reise auslaufen. Allein, mißvergnügt über die Undankbarkeit, die er erfahren hatte, und besorgt, daß seine Feinde es auch fernerhin nicht würden an geheimen Intriguen zu seinem Nachtheile fehlen lassen, lehnte er den Antrag ab, bis er endlich durch König und Königinn auf das dringendste ersucht wurde, und bis ihm beyde Versicherungen ihres thätigsten Schutzes gegeben hatten.

Christoph Columbus's vierte und letzte Reise.

Columbus ging endlich am 9. May 1501 mit einer Flotte von vier Schiffen und mit hundert und vierzig Mann von Cadix aus zum letzten Mahle unter Segel. Sein Wille war, nach Arzilla zu steuern, um den Portugiesen, die dort in großer Verlegenheit seyn sollten, zu Hülfe zu eilen; allein die Mohren hatten kurz vor seiner Ankunft die Belagerung bereits aufgehoben. Er setzte daher seine Reise unverzüglich nach der großen Canarieninsel fort, wo er auch am 20. landete, und Holz und Wasser zu seiner Reise mitnahm.

Am 25. Abends lichtete er die Anker, und ging mit einem so guten Winde unter Segel, daß er schon am 15. Juny zu Martinico war. Bald hierauf ging er westwärts durch die caraibischen Inseln, und steuerte von da nach Domingo, um dort eins seiner Schiffe, das nicht schnell genug segelte, gegen ein andres zu vertauschen. Von dort aus hoffte er seine Reise nach der Küste von Paria fortzusetzen, um die Meerenge, die, seiner Meinung nach, bey Buagua und Nombre de Dios liegen mußte, aufzusuchen.

Damit indeß der neue Gouverneur, der von

Spanien ausgesandt war, um Bovadilla's Verfahren zu untersuchen, und die Angelegenheiten der Kolonie in Ordnung zu bringen, nicht überrascht werden möchte, sandte Columbus zuerst einen Hauptmann seiner Mannschaft an ihn ab, und ließ ihm die Ursache seiner Ankunft melden. Allein, der neue Gouverneur war so wenig geneigt, dem Admiral mit einem andern Schiffe zu dienen, daß er ihm nicht einmahl erlauben wollte, in den Hafen einzulaufen. Auch achtete er auf Columbus Vorausfage, daß ein Sturm nahe sey, so wenig, daß er eine Flotte von achtzehn nach Spanien bestimmten Schiffen, die Bovadilla und Columbus übrigen Gegner an Bord hatte, unbekümmert auslaufen ließ.

Kaum hatte diese Flotte die östliche Spitze von Espannola erreicht, als ein fürchterlicher Sturm sie überfiel, der Commodore, sammt Bovadilla nebst den übrigen Rebellen, zu Grunde gingen, und nicht mehr als drey oder vier Schiffe vom Ganzen gerettet wurden. Columbus, der die Gefahr voraus sah, hatte sich, so gut er konnte, ans Land gezogen; allein der Sturm stieg zuletzt bis zum Orkane, und seine drey Gefährten wurden auf die hohe See getrieben. Die Bermuda, welche sein Bruder Bartholomäus, ein vortrefflicher Seemann, kommandirte, ward durch die Geschicklichkeit dieses Letztern gerettet, allein sie war, da sie ohnehin nicht gut segelte, am meisten in Gefahr gewesen. Wenig Tage darauf kamen sämmtliche Schiffe im Hafen von Azua wieder zusammen.

Mancher Rachsüchtige und Abergläubische würde in den Gedanken, daß seine Feinde durch den Sturm vernichtet worden wären, Trost und süße Beruhigung gefunden haben; allein Columbus

blieb tief gebeugt durch den Gedanken, daß dasselbe Land, welches er entdeckt, und der Krone Spaniens, deren Dienst er bis diese Stunde Leib und Leben opferte, einverleibt hatte, ihm jetzt Zuflucht und Rettung in der Gefahr versagte.

Desto beschäftigter waren seine wenig menschlich und aufgeklärt denkenden Feinde; sie schrieben den unglücklichen Sturm Columbus Zauberkräften zu, und der Umstand, daß die Aguja das einzige Schiff, welches von jenen achtzehn der Gefahr entging, und nach Spanien kam, viertausend Pesos Gold, sämmtlich des Admirals Eigenthum, mit sich führte, gab jenem rachsüchtigen Gerüchte volle Glaubwürdigkeit.

Columbus war nicht Willens, sich mit dem neuen Gouverneur in Streitigkeiten einzulassen; er ließ daher seine Mannschaft im Hafen von Azua so gut als möglich sich wieder erhohlen, versah sich mit den nöthigen Lebensmitteln, und segelte weiter nach einem Hafen von Brasilien, den die Indianer Gracchimo nannten.

Als er von Gracchimo wieder auslief, war eine so große Windstille, daß er von den Seeströmen nach Jamaica los getrieben wurde. Nach einigem Zeitverluste steuerte er dessen ungeachtet südwärts nach dem festen Lande zu, und erreichte die Guanara'schen Inseln, in der Nachbarschaft des jetzigen Honduras. Hier landete Bartholomäus, fand das Land sehr bevölkert, und entdeckte dort einige Stücken Galmey, die die Mannschaft für Gold hielt.

Indeß Bartholomäus hier ein wenig verweilte, ward er ein großes Canoe mit einem Dache von Palmenblättern, unter dem sich Weiber und Kinder vor dem Wetter schützten, gewahr. Ungeach-

tet nun das Canoe mit fünf und zwanzig stammhaften Indianern bemannt war, so ließen sie sich doch alle, ohne den geringsten Widerstand, gefangen nehmen. Man untersuchte die Ladung des Canoe, und fand es voll Matten, cattunener Hemden von mancherley Farben, langer Tücher, die die Weiber um sich schlugen, langer hölzerner Schwerter, die an beyden Seiten Schneiden von scharfen Feuersteinen hatten, Aexte, kupferner Glocken und andern Hausgeräthes. Dieß gab ihnen sehr gute Gelegenheit mit den Bedürfnissen des Landes und mit den für dasselbe nöthigen Waaren bekannt zu werden. Die Lebensmittel der Einwohner bestanden in den nähmlichen Wurzeln und Getraide, wie man es zu Espannola gefunden hatte, und in einer Art von gegohrnem Getränke, das aus Maiz gebraut wurde. Auch gab es hier viele Cocosnüsse, die hier zu Lande die Stelle des bey den Europäern üblichen Geldes vertraten, und deßwegen einen verhältnißmäßigen Werth hatten. Diese Leute schienen einen geraden Sinn für Bescheidenheit und Rechtlichkeit zu haben: das machte auf den Admiral so einen vortheilhaften Eindruck, daß er Befehl gab, sie mit Achtung und Schonung zu behandeln, ihnen ihr Canoe sammt der Ladung, wovon er Einiges, was er brauchen konnte, gegen europäische Waaren eintauschte, zurück zu geben, und sie in Frieden und froh zu entlassen. Einen alten Mann, der eine Person von Kenntniß, und unter seinen Landsleuten ein Mann von Bedeutung zu seyn schien, welcher bey dieser Gelegenheit mit vieler Freundlichkeit den Dollmetscher machte, nahm man mit, und da er sich während der ganzen Fahrt in dem Amte, das er übernommen hatte, treu und zur allgemeiner Zufrieden-

heit, betragen hatte, so entließ man ihn zuletzt mit mancherley kostbaren Geschenken.

Zwar hatte nun wohl der Admiral von diesem erfahrnen Alten gehört, daß eine reiche, kluge, und zugleich an äußerm Betragen gefällige Nation tiefer westwärts wohne; allein, er dachte, dorthin habe er ja immer noch Zeit genug von Cuba aus zu segeln, und entschloß sich daher für jetzt, die Meerenge, die er zwischen dem festen Lande vermuthete, und durch die er in das Süd-Meer segeln und die Gewürz hervorbringenden Länder besuchen wollte, aufzusuchen. Hierzu hatte ihn eine unrichtige Erklärung, die er sich von des Indianers Erzählung gemacht hatte, verleitet, denn dieser Alte hatte blos von einer Erdenge gesprochen, und Columbus hatte das für einen engen Kanal gehalten, der aus einem Meere in das andre leitete.

In Verfolg der Aufsuchung dieser vermeinten Meerenge segelte nun Columbus gegen eine Landspitze, der er, nach den hier häufig wachsenden, von den Espannolanern Casinus genannten Früchten, den Nahmen Casinus gab.

In der Nachbarschaft dieses Vorgebirges fand er Menschen mit angestrichnen Hemden, die einer Art von Panzer glichen, und fest genug waren, um sie gegen die Waffen ihres Landes und sogar gegen Säbelhiebe zu sichern. Weiter östlich, beym Vorgebirge Gracias a Dios, sahen die Eingebornen sehr wild und wie Cannibalen aus.

Bartholomäus segelte jetzt immer windentgegen, und ging am Sonntage den 14. August 1502 mit einer Anzahl seiner Leute ans Land, um Messe zu hören. Mittwochs darauf nahm er im Nahmen Sr. katholischen Majestät Besitz. Hierauf ka-

men sogleich hundert Indianer mit Lebensmitteln ans Ufer; da sie aber die Bothe gewahr wurden, zogen sie eilig und still zurück. Bartholomäus hielt das für Furchtsamkeit, und gab dem Dollmetscher Auftrag, sich durch europäische Spielereyen und Glöckchen bey ihnen beliebt zu machen, und das nahmen sie so gut auf, daß sie am folgenden Tage in stärkerer Anzahl mit Hühnern, Gänsen, Fischen und mehrern Lebensmitteln angezogen kamen. Das Land war zwar eben nicht fruchtbar, aber es war doch schön grün, und trug Fichten, Eichen, Palmen und Mirabellen. Unter den vierfüßigen Thieren gab es hier besonders Hirsche und eine Art von Leoparden. Die Einwohner sahen denen der vorherbeschriebenen Inseln ähnlich, sie trugen ihre Lenden umgürtet, und jede Provinz unter ihnen sprach ihre eigene Sprache. Auf ihrem Körper und Aermen waren mancherley Figuren eingebrannt. Eine besondre Art von Religion schienen sie nicht zu haben, aber bey festlichen Gelegenheiten mahlten sie ihr Gesicht mit verschiedenerley Farben, so daß sie dadurch ein fürchterliches Ansehen bekamen.

Wind und Ströme waren dem Admiral noch immer entgegen, und er war nicht im Stande, mehr als sechzig Meilen in siebzig Tagen ostwärts zu segeln. Am 14. September erreichte er endlich Gracias a Dios, das er darum so nannte, weil die südlichen Vorgebirge des Landes es ihm nun möglich machten, mit dem Passatwinde weiter zu segeln.

Am 16. ließ er seine Bothe nach Wasser ans Land setzen. Allein unglücklicherweise ging eins derselben, durch einen heftigen Windstoß gegen den Strom, worein es gerieth, unter, daher gab er

diesem Flusse den Nahmen de la Disgracia, oder Unglücksfluß.

Hierauf ging er weiter südwärts, und legte bey einer Stadt, Nahmens Cariari, in der Nachbarschaft der Insel Quiriviri, vor Anker. Bevölkerung, Lage und Fruchtbarkeit des Bodens dieser Insel übertraf bey weitem Alles, was Columbus bis jetzt noch gesehen hatte. Die Stadt durchschnitt ein breiter Fluß, auf dessen beyderseitigen Ufern eine Menge Volks sich versammelte. Einige davon waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, Andre mit Lanzen von Palmbäumen, die Spitzen von Fischgräten hatten, und noch andre mit Keulen. Diese Leute schienen sämmtlich versammelt zu seyn, um ihr Land gegen feindliche Einfälle zu vertheidigen, da sie aber sahen, daß die Spanier friedliche Gesinnungen äußerten, so gaben sie deutlich zu verstehen, daß sie Lust hätten, ihre Waaren, als Waffen, Baumwolle, Tücher, und Guanini's (so nennen sie ihr goldnes Halsgeschmeide) gegen europäische Waaren zu vertauschen. Allein der Admiral beschenkte sie, um ihnen allen Verdacht zu benehmen, als wär' er und seine Mannschaft aus eigennützigen Absichten hieher gekommen, und um ihnen eine weit höhere Idee von ihm und seinem Gefolge beyzubringen, mit europäischen Kleinigkeiten für die er schlechterdings nichts annahm. Das erhitzte ihre Begierde zum Handel nur noch mehr, sie luden die Spanier ein, ans Land zu kommen, da das aber nicht geschah, so zogen sie sich zurück, und ließen alle die erhaltenen Geschenke auf ein Häufchen zusammengelegt am Ufer liegen. Die Indianer glaubten nunmehr, die Fremden trauten ihnen nicht, sie sandten daher einen alten Mann von majestätischem Ansehen, der einen

Stab, worauf eine Fahne befindlich war, in der Hand trug, und von zwey jungen Frauen, die Guanini's an ihrem Halse hatten, begleitet, ans Ufer. Diese beyden Frauen wurden auf ihr ernstliches Verlangen an Bord des Admiralschiffes gebracht; dort wurden sie freundschaftlich aufgenommen und gut bewirthet, und sodann wieder zurückgebracht ans Ufer, wo der Alte und ohngefähr funfzig ihrer Landsleute sie erwarteten.

Am folgenden Tage ließ sich endlich Bartholomäus ans Land setzen. Zwey vornehme Indianer empfingen ihn freundlich bey der Hand, und zogen ihn sanft zwischen sich hin auf das Gras. Hier fragte er sie, und befahl seinem Secretär, ihre Antworten niederzuschreiben. Allein die Indianer, die, bevor sie sich den Spaniern näherten, einige magische Ceremonien gemacht hatten, bildeten sich jetzt ein, daß die Fremden auch dergleichen verstünden, und das Feder, Dinte und Papier ihre Zaubermittel wären; sie flohen daher, als sie diese Schreibeinstrumente erblickten, in größter Bestürzung. Indessen fand Bartholomäus Mittel aus, wie er ihnen ihre ungegründete Furcht benahm, und besuchte nachmahls ihre Stadt, wo er verschiedene große, von Holz erbaute und mit Rohr bedeckte Grabmähler entdeckte. Diese Indianer besaßen, wie es schien, die Kunst, Todte einzubalsamiren. An jedem der Begräbnisse war oben ein Bret, worein Bilder von Thieren, bisweilen auch das Bild des Verstorbenen, mit dem landüblichen Schmuck und Verzierungen eingegraben waren.

Das Freundlichste dieses Landes und die Sitten seiner Bewohner erregten in dem Admirale den Wunsch, Beydes näher kennen zu lernen. Er ließ

daher sieben Indianer wegnehmen, suchte aus diesen zwey, die ihm die erfahrensten zu seyn schienen, aus, entließ die Uebrigen mit Geschenken, und gab ihnen zugleich die Versicherung, daß er ihre beyden Landsleute aus keinem andern Grunde zurückbehielte, als, damit sie ihm als Wegweiser und Dollmetscher dienen sollten, und daß er sie in kurzer Zeit an Ort und Stelle zurück bringen würde.

Allein die Indianer hielten den Grund dieser Zurückbehaltung ihrer beyden Landsleute für Habsucht, und sandten deswegen am folgenden Tag vier Abgeordnete, nebst einem Geschenk von zwey wilden Schweinen, um ihre beyden Landsleute zu befreyen. Man nahm die Deputirten sehr gut und höflich auf, gab ihnen für ihre beyden mitgebrachten Schweine beträchtliche Gegengeschenke, und entließ sie völlig beruhigt, daß den beyden Zurückgebliebenen kein Leid wiederfahren solle.

Einer von den Matrosen hatte auf dieser Insel eine wilde Katze von außerordentlicher Größe gefangen, das brachte die Mannschaft; die bey dieser Gelegenheit an die europäischen Katzen dachte, auf den Einfall, sich damit einen Spaß zu machen, und sie auf eins der zum Geschenk erhaltenen wilden Schweine zu hetzen. Allein, so wild auch das Schwein, seiner Natur nach, war, so furchtsam war es beym Anblick der Katze, und sprang erschrocken aufs Verdeck. Der Admiral ließ hierauf die Katze und das Schwein in ein Behältniß zusammensperren, da schlang die Katze augenblicklich ihren Schwanz um die Schnauze des Schweins, und klammerte sich mit den Vorderbeinen so dicht um den Hals desselben, daß, wenn es die Umstehenden nicht verhindert hätten, sie das Schwein

erwürgt haben würde. Hieraus sah man deutlich, daß diese Katzen, wie in Europa die Wölfe, auf Raub ausgehen.

Am 5. Oktober lief Columbus in der geräumigen Bay von Caravoro ein. In dieser Bay befinden sich viele kleine Inseln, an deren einer sie zwanzig Canoen und in der Nachbarschaft am Ufer die Mannschaft dieser Canoen erblickten. Die sämmtlichen Indianer hatten weder Kleider noch irgend etwas um und an sich, ausgenommen kleine Goldplättchen, die sie um ihren Hals trugen. Diese Leute bezeugten nicht die geringste Furcht, und vertauschten mit Vergnügen eine solche Goldplatte, die etwa zehn Dukaten wog, gegen drey Pferdeglocken; auch gaben sie den Spaniern die angenehme Nachricht, daß in ihrer Nachbarschaft Gold in Menge zu finden sey.

Am folgenden Tage begegnete die Mannschaft eines spanischen Bothes zehn Canoen voll Indianer, die aber ihre Goldplatten schlechterdings nicht hergeben wollten. Der Admiral ließ zwey davon wegnehmen, um durch Hülfe der Dollmetscher von Cariari nähere Auskunft von ihnen zu erhalten. Diese Beyden bestätigten die vorherige Nachricht, und sagten, daß zwey Tagreisen tiefer ins Land hinein Gold zu finden sey.

Darauf segelte Columbus weiter, und lief einige Tage nachher im Flusse Guaiga ein. Hier wurden seine Bothe von ohngefähr hundert Indianern, die entschlossen bis an die Hälfte des Leibes ins Wasser sprangen, ihre Lanzen schwengten, in Hörner stießen, und alle Zeichen des Widerwillens und des Angriffes gaben, empfangen. Allein das friedliche Betragen der Spanier beruhigte bald ihre feindseligen Drohungen, und die Indianer

vertauschten Goldplatten von hundert und funfzig Dukaten für ein Paar Pferdeglocken.

Indeß hatten sich die Indianer Tags darauf am Ufer versteckt. Niemand wollt es jetzt wagen ans Land zu gehen, weil es unsicher war. Da das die Indianer merkten, sprangen sie wieder, wie Tags vorher, ins Wasser, und machten dieselbigen Manoeuvres. Darüber wurden die Spanier aufgebracht, schossen einen davon mit einem Pfeile, und feuerten eine Kanone auf sie ab. Jetzt floh Alles in größter Bestürzung, und nun gingen vier Mann ans Land, um sie durch Zeichen zum Zurückkehren einzuladen. Das geschah auch, sie legten ihre Waffen weg, und ließen sich auf einen friedlichen Handel mit den Spaniern ein.

Von hier ging Columbus, nachdem er von den Produkten dieses Landes etwas mitgenommen hatte, weiter vorwärts nach Catiba, und legte dort in der Mündung eines ziemlich breiten Flusses vor Anker. Hier machten die Eingebornen ebenfalls Anstalt sich zu vertheidigen; indeß sandten sie doch zwey Deputirte an das Schiff ab, und diese gingen, nachdem sie mit den cariarischen Dollmetschern gesprochen hatten, an Bord des Admiralschiffes, machten dem Admiral ein Geschenk mit ihren Goldplatten, und erhielten dagegen andre Geschenke, worüber sie große Freude hatten. Nachdem hierdurch gegenseitige Freundschaft hergestellt war, gingen die Spanier ans Land. Dort fanden sie den König, der sich von den Uebrigen bloß durch ein Baumblatt, das ihn vor dem Regen schützen sollte, unterschied, umgeben von einer großen Zahl seiner Unterthanen. Er war der erste, der seine Goldplatten vertauschte, und die Uebrigen folgten dann sogleich seinem Beyspiele. Hier sah

man

man eine Art von ziemlich dicker Mauer, die von Stein und Kalk erbaut zu seyn schien, das erste Beyspiel von Baukunst in dieser neuen Welt.

Der Admiral segelte von hier aus ostwärts vor Cobravo und verschiedenen Städten vorbey, die starken Handel betrieben. Unter diesen befand sich auch Veragua, wo, wie die Indianer sagten, das Gold gesammelt, und die bewußten Platten verfertigt wurden.

Am 2. November lief er in einen Hafen ein, den er, seiner schönen Lage wegen, Porto Bello nannte. Die Witterung war zu ungünstig, um sogleich weiter zu segeln, er verweilte daher sieben Tage lang, während welcher Zeit mit den Indianern ein ununterbrochener Handel vor sich ging.

Am achten Tage verließ er Porto Bello, und segelte ostwärts, wurde aber schon am folgenden Tage genöthigt, wieder umzukehren. Er gerieth zwischen die Inseln in der Nachbarschaft des festen Landes, wo jetzt Nombre de Dios liegt, und nannte den Platz wegen der Fülle von Lebensmitteln Puerta de Bastimentos.

Hier ließ der Admiral ein wohlbemanntes Both absetzen, um ein Canoe einzuholen, allein die darauf befindlichen Indianer waren so in Furcht gerathen, daß sie alle ins Wasser sprangen, und ungeachtet der Mühe, die sich die Spanier gaben, alle, durch Tauchen und Schwimmen, glücklich entkamen.

Columbus hielt sich ganzer vierzehn Tage lang hier auf, und segelte dann weiter nach Guiga. Dort kamen gegen dreyhundert Indianer den Spaniern entgegen, und bezeugten viele Lust, einen Handel mit ihnen zu eröffnen. Er lief daher ohne Verzug in einen kleinen Hafen, den er Retrete

nannte, welcher nicht mehr als sechs Schiffe faßte, und dessen Eingang kaum zwanzig Schritte breit war.

Dort lag er neun Tage, und handelte mit den Indianern Anfangs wie mit Freunden, bis die Unverschämtheit eines seiner Matrosen die Erstern zu offenen Feindseligkeiten veranlaßt hatte. Die Indianer bekamen tagtäglich neuen Zufluß von ihren immer stärker herbeyströmenden Landsleuten, das erhöhte ihren Muth, und der Admiral, der vergeblich alle Mühe angewandt hatte, die Unruhen zu dämpfen, fand es zuletzt nothwendig, sein freundliches Betragen zu ändern. Er ließ daher einige Kanonen blind gegen sie abfeuern. Allein, sie erwiederten es durch Lärm und Schreyen, und gaben zu erkennen, daß sie sich vor den Kanonen, deren Schall sie für den gewöhnlichen Donner hielten, gar nicht fürchteten. Daß bestimmte den Admiral eine von den großen Kanonen scharf laden und sie gegen eine auf einem Hügel versammelte Schaar Indianer abfeuern zu lassen; und nun wurden sie erst gewahr, daß sie mehr als ein bloßes Getöse von den Kanonen zu fürchten hatten, sie ergriffen also eiligst die Flucht.

Die Bewohner dieser Gegend waren schlank und wohlgebildet. Im Hafen fand man viele Alligators, die am Ufer schliefen und einen Biesamartigen Geruch ausdünsteten; sie waren raubgierig, wenn sie sich eines Vortheils zu bedienen wußten, hingegen furchtsam, wenn sie angegriffen wurden.

Der Admiral sah, daß der Wind nicht aufhörte stark von Osten her zu wehen, und fand also, daß es ihm eben so unmöglich war, seinen Lauf nach Osten zu verfolgen, als es unwahrscheinlich schien, mit den Bewohnern der Küste ferner

Handel zu treiben; er beschloß daher, die Wahrheit oder Unwahrheit der Sage, daß zu Veragua Goldminen seyn sollten, zu untersuchen: und segelte deßwegen zurück nach Porto Bello.

Am folgenden Tage drehte sich der Wind, und daß Wetter wurde so stürmisch, das sich kaum Jemand auf dem Verdeck erhalten konnte. Die Wolken schienen sich zu einer Sündfluth zu versammeln, fortdauernde Blitze durchkreuzten die Luft, und der Donner rollte unaufhörlich über ihren Köpfen. Die Seeleute, ermüdet durch Arbeiten und erschrocken durch diesen ungewöhnlichen Kampf der Elemente, waren der Verzweiflung nahe. Während dieser fürchterlichen Angst und Noth erhub sich aus der See eine Wasserhose von der Dicke eines Fasses, schien sich bis an die Wolken erheben zu wollen, zerborst mit fürchterlichem Getöse, und hätte beynahe die sämmtlichen Schiffe in den Grund gerissen. Zu diesem Allen kam noch, daß sie eins ihrer Schiffe vermißten; das sich jedoch nach drey Tagen unbeschädigt wieder fand.

Auf diese Krisis, wo fast jede Hoffnung, erhalten zu werden, geschwunden war, folgte eine Windstille; die zwey Tage dauerte. Während dieser Zeit kam eine Menge Hayfische, die so hungrig waren, daß man sie mit allem nur möglichen locken und fangen konnte, an die Schiffe, man fing einige, und fand im Bauche des einen eine noch ganz lebendige Schildkröte. Die Soldaten aßen sie, ob sie sie gleich für Thiere ansahen, die ein böses Vorbedeutungszeichen sind, und obgleich ihr Fleisch eben nicht das schmackhafteste war, mit der größten Begierde, den die Hungersnoth hatte so sehr zugenommen, daß ihnen nichts weiter übrig war, als Zwieback, der durch Hitze und Feuch-

tigkeit so voller Maden war, daß sie ihn im Finstern aßen, um sich durch den Anblick der Würmer, die darin haus'ten, nicht den Appetit zu verderben.

Am 17. December setzte Columbus seine Mannschaft auf drey Tage in einem Hafen ostwärts von Pennon, von den Indianern Huiva genannt, ab. Die Eingebornen lebten hier in Hütten, die sie sich, um vor den wilden Thieren, vor den Ueberschwemmungen und vor feindlichen Anfällen, die längst der Küste hin häufig vorfielen, sicher zu seyn, auf die Wipfel der Bäume gebaut hatten.

Kaum hatten sie diesen Hafen verlassen, so entstand abermahls ein Sturm, und sie wurden genöthigt, in einen andern einzulaufen.

Am 3. Januar ward die Witterung mäßiger, allein es schien, als sollten sie unaufhörliche Hindernisse in ihrem Fortgange finden; denn kaum waren sie wieder unter Segel, als sich der Wind abermahls erhub und sich so drehte, daß er ihnen ganz entgegen stand; und nun wurden sie durch die Wellen in einen der Häfen, wo sie bereits gewesen waren; zurückgeworfen.

Nachdem hier Columbus die etwanigen Beschädigungen seiner Schiffe hatte ausbessern lassen, und mit hinlänglichen Vorräthen von Lebensmitteln, so gut sie dieses Land lieferte, versehen war, lief er abermahls aus; allein die Seeströme, Sturm und widriger Wind waren ihm noch immer so sehr entgegen, daß er dieser Küste den sehr passenden Nahmen Contrastes, oder Streitküste, gab.

Endlich erreichte er den Fluß Veragua, dessen Wasser sehr seicht war. Hier ließ er Bothe nach der Stadt gleiches Nahmens, wo die Goldminen liegen sollten, aussetzen. Anfangs versam-

melten sich die Indianer und machten Miene, sich zur Wehr zu stellen, allein, der cariarische Dollmetscher gab ihnen eine vortheilhafte Erklärung der Absichten, aus welchen die Spanier kämen, und ihres Betragens überhaupt, und sie ließen sich besänftigen. Darauf vertauschten sie zwanzig Platten Gold und etliche Goldkörner, so wie sie letztere in einem weitentlegenen wüsten Gebirge gefunden zu haben erzählten.

Der Admiral lief indessen mit zwey Schiffen in einen benachbarten Fluß, den er Bethlem nannte, ein. Hier waren die Indianer sogleich bereit, ihre Waaren und vorzüglich Fische, die zu einer gewissen Jahrszeit in ganzen Schaaren in den Fluß hineinkommen, zu vertauschen. Bartholomäus ließ, nachdem die andern Schiffe sich auch eingefunden hatten, die Bothe absetzen, und ging stromaufwärts nach der Residenz des Quibio, der ihm, zum Zeichen der Freundschaft, in seinem Canoe entgegen kam. Am folgenden Tage besuchte er auch den Admiral, unterhielt sich auf eine Stunde lang mit ihm, erhielt vom Admiral verschiedne Geschenke, und ging äußerst wohlzufrieden wieder zurück.

Bald darauf lief der Fluß durch die Fluth so schnell und so unglaublich hoch an, daß sich das Admiralschiff vom Kapeltau losriß, und auf das andere stieß, wodurch beynahe beyde zertrümmert worden wären. Vermuthlich mußte dieses außerordentliche Anschwellen des Stroms durch einen auf den hohen Gebirgen von Veragua gefallenen Wolkenbruch entstanden seyn.

Am 6. Februar 1503 ging Bartholomäus mit acht und sechzig Mann den Strom entlang nach der Residenz des Caciquen, um sich nach dem nächsten Wege zu den Goldminen zu erkundigen. Sie

reisten, zufolge erhaltener Nachricht, etliche Meilen landeinwärts, und fanden auch wirklich auf dem angegebenen Platze einiges Gold, das sich an die Wurzeln breiter und hoher Bäume angehangen hatte. Da nun die einzige Absicht ihrer Wanderung auf diese Art erreicht war, so kehrten sie sämmtlich, wohlzufrieden mit dem, was sie gefunden hatten, zurück. Indessen fand es sich nachher, daß die Goldminen von Veragua viel näher lagen, und daß man den Bartholomäus nebst seiner Mannschaft absichtlich nach den Minen von Urira, die einer mit Quibio Krieg führenden Nation gehörten, geschickt hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen befuhr Bartholomäus abermahls mit funfzig Mann den Urira sieben Meilen westlich von Bethlem, traf dort am folgenden Tage den Caciquen selbst, und tauschte einige Goldplatten ein. Man führte die Spanier in die Stadt, wo sie gastfreundschaftlich aufgenommen und sehr gut bewirthet wurden. Bald nach ihrer Ankunft machte ihnen der benachbarte Cacique von Dururi seine Aufwartung; er hatte ein zahlreiches Gefolg, daß verschiedene Goldplatten vertauschte. Da der Cacique sahe, daß die Spanier so gern von Golde sprechen hörten, so gab er dem Bartholomäus die erfreuliche Nachricht, daß tiefer im Lande Caciquen wohnten, die Gold in Menge hätten, und, wie die Spanier, Soldaten hielten.

Hierauf schickte Bartholomäus einen Theil seiner Mannschaft nach den Schiffen zurück, und ging vorwärts nach Zobarba, wo er auf eine Strecke von sechs Meilen wohlkultivirte Maizfelder antraf. Die Einwohner nahmen ihn auch hier freundschaftlich auf, und verhandelten ihm mehre-

re Goldplatten, allein, da er in so weiter Entfernung von seinen Schiffen doch immer noch keinen zu Anlegung einer Kolonie bequemern Platz, als Bethlem wirklich war, gefunden hatte; so kehrte er, mit einer ziemlichen Menge Gold, und mit dem Entschlusse zurück, zu Bethlem eine Kolonie von achtzig Mann unter seinem Kommando anzusetzen.

Nachdem nun also alle nöthige Vorkehrungen getroffen waren, fieng man an, in der Nachbarschaft des Bethlemflusses hölzerne Häuser zu bauen, deren Dächer man mit Palmenblättern bedeckte. Man errichtete zugleich ein besonderes Magazin, in das man etliche Kanonen, Munition und Proviant brachte, die übrigen Vorräthe für die Kolonie wurden auf ein besondres Schiff, Galleza, geschafft, das zu dem Ende vor Anker liegen blieb. Da es an den Küsten Fische in Menge gab, so hatten sie einen großen Vorrath von Netzen und Fischergeräthen.

Die Indianer fischten mit Angeln, die aus Schildpatt gemacht waren; eine Art von Sardellen waren die gewöhnliche Lockspeise, wodurch sie die Fische herbeybrachten. In der Mitte ihrer Canoen hatten sie eine Abtheilung von drey Ellen langen Palmblättern, diese schlugen sie heraus auf den Fluß, und machten dabey mit den Rudern eine starke Bewegung, so daß sie die Fische herbeylockten, die die Palmenblätter für Land ansahen, auf sie losschnellten, und in die Canoen fielen. Das vorzüglichste Getränk dieser Indianer bestand in Bier von Maiz gebrannt, auch bereiteten sie einen sehr schmackhaften Wein aus Palmen.

Als nunmehro für Unterhalt und Sicherheit der neuen Kolonie alles Mögliche geschehen war,

so beschloß der Admiral, nach Spanien zurückzukehren. Allein seine Abreise wurde theils durch Mangel an Wasser im Bette des Flusses verhindert, so daß seine Schiffe nicht flott gemacht werden konnten, theils drohten auch die an das Ufer zurückgetriebenen Wellen jedem auslaufenden Schiffe unvermeidliches Zerschmettern. Dieser Umstand war jetzt um so unglücklicher, da die Regenzeit, die allein die Flüsse wieder aufschwellen konnte, vorüber, und der Untertheil der Schiffe von den Würmern durchaus zerfressen war.

Um endlich das Maaß ihres Unglücks voll zu machen, erfuhr man noch, daß Quibio im Begriff sey, diese neue Kolonie, die ganz gegen den Willen der Nation dort angepflanzt war, zu zerstören. In dieser gefährlichen Lage ging Columbus mit seinem Bruder Bartholomäus zu Rathe, und man beschloß, den Caciquen und seine vornehmsten Unterthanen gefangen zu nehmen, und sie einstweilen als Geißeln nach Spanien zu schicken.

Zu dem Ende marschirte Bartholomäus mit siebzig Mann nach Veragua. Dort kam ein Bothe vom Caciquen ihm entgegen, der ihn bath, seinen Herrn in dessen Hause, das auf einem Hügel lag, zu besuchen, weil er jetzt Gelegenheit hätte, ihm über alles, was er zu wissen verlangte, Auskunft zu geben. Bartholomäus nahm die Einladung an, und ging in Begleitung von fünf Mann zu ihm. Zuvor aber befahl er seiner Mannschaft, ihm Paar und Paarweise in einiger Entfernung nachzufolgen, und auf das gegebene Signal eines Flintenschusses sogleich das Haus zu umzingeln. Quibio kam dem Bartholomäus bis an die Hausthür entgegen, ward sogleich von dem Gefolge des Letztern festgehalten, und die Uebrigen eilten auf das ver-

abredete Zeichen herbey, und umzingelten das Haus. Ohngefähr dreyßig von Quibio's Bedienten thaten, als sie sahen, daß ihr Herr gefangen war, nicht das geringste Zeichen der Gegenwehr. Man führte ihn sogleich nach den Schiffen ab, allein, als man ihn eben an Bord bringen wollte, sprang er ins Wasser, und man konnte, weil es eben anfing finster zu werden, ihn weder habhaft werden, noch sehen, wo er hingekommen war, die Mannschaft mußte daher nach langem vergeblichen Suchen beschämt zurückkehren.

Da nun Bartholomäus sahe, daß es ganz unmöglich war, den Caciquen wieder zu bekommen, so ging er sammt seiner Mannschaft an Bord des Admiralschiffes, und überreichte die in Quibio's Hause gemachte beträchtliche Beute, wovon ein Fünftheil für den König von Spanien zurückbehalten, die übrigen vier Fünftheile aber unter die auf diese Unternehmung ausgesandte Mannschaft vertheilt wurde.

Indessen war nun wieder Regen eingefallen und der Fluß abermahls angeschwollen, das benutzte Columbus, und kam, jedoch nicht ohne große Mühe und Geschicklichkeit, über die Mündung des Flusses heraus in die hohe See; dort wollte er guten Wind abwarten, um nach Espannola zu segeln, von wo aus er seine neue Kolonie mit frischen Vorräthen zu versehen gedachte.

Mittlerweile ließ Columbus bisweilen ein Both ans Land setzen, um zu rekognosziren, und eins dieser Bothe war die wahrscheinliche Rettung der gesammten Kolonie. Denn kaum hatte Quibio die Schiffe wieder in See gesehn, so faßte er von neuem den Entschluß, die Kolonie anzugreifen, welches ihm auch die ringsherum liegenden Waldun-

gen beträchtlich erleichterten. Bartholomäus machte mit der größten Entschlossenheit einen Ausfall auf den Feind, und zwang ihn, gerade zu der Zeit, als das Both das Ufer erreicht hatte, sich zurückzuziehen. In diesem Gefecht wurde ein Spanier getödtet, und sieben, worunter Bartholomäus selbst war, verwundet. Der Feind rückte indessen immer einmahl nach dem andern von neuem vor, und der Muth der Europäer sank in dem nähmlichen Grade, in welchem ihre Anzahl sich von Zeit zu Zeit verringerte.

Unterdessen wartete der Admiral mit Ungeduld auf günstige Witterung, um noch das letzte Both auf Kundschaft ans Land zu setzen, weil er nun bald die Küste verlassen wollte. Einige von den indianischen Gefangenen waren in dieser Zwischenzeit des Nachts ins Wasser gesprungen, Andre hatten sich aus Verzweiflung gehangen, und Columbus hatte jetzt auch nicht einen einzigen mehr als Geissel für Quibio's friedliches Betragen an Bord. Da nun der unaufhörliche Sturm keinen Menschen lebendig ans Ufer ließ, so suchte Columbus in der größten Verlegenheit einen seiner Steuermänner zu überreden, daß er ans Land schwimmen möchte. Der Steuermann unternahm dieses fürchterliche Wagstück, und kam auch glücklich, jedoch mit der traurigen Nachricht zurück, daß Feindseligkeiten von aussen und Unruhen von innen die neue Kolonie bestürmten. Bartholomäus war nicht im Stande sein Ansehen zu behaupten, und die Kolonisten bestanden einmüthig darauf, den Platz zu verlassen. Der Admiral, der jetzt zwischen gänzlichem Untergange der Kolonisten, unter denen sich sein eigner Bruder befand, und zwischen der unvermeidlichen Nothwendigkeit, sie alle wieder ein-

zuschiffen, die Wahl hatte, säumte keinen Augenblick, sondern nahm die Kolonisten, so gut als es die Umstände erlaubten, wieder an Bord, ließ alle Güter und Vorräthe ebenfalls wieder einschiffen, so daß nichts von Werth dort blieb, als das für die Vorräthe der Kolonisten bestimmt gewesene Schiff, welches zu sehr von Würmern durchbohrt war, als daß es noch eine Reise hätte mitmachen können.

Der Admiral mußte also dießmahl der Gewalt der Umstände nachgeben, die seine gegründeten Erwartungen von Vortheilen und Ehre, die durch Errichtung einer Kolonie auf dem festen Lande sicher erreicht worden wären, zertrümmerten. Er segelte daher längs den Küsten ostwärts, gegen die Meinung aller seiner Steuermänner, die es für möglich hielten, durch Richtung der Segel gegen Norden nach Domingo zu kommen. Columbus und seines Bruders Ueberlegenheit in der Schifferkunst lehrte ihnen das Gegentheil. Demungeachtet beschuldigte man Beyde der Unwissenheit; man zettelte Unzufriedenheit und Murren an, und gab vor, Beyde wären Willens gerade nach Spanien zu segeln, ohne zuvor für die zu einer so langen Reise nothwendigen Lebensbedürfnisse hinlänglich gesorgt zu haben.

Endlich kam er nach Porte Bello, und hier mußte er ein zweytes von seinen Schiffen, das gänzlich ruinirt war, zurücklassen. Er segelte von da weiter vor Porte Retrete und einer Menge kleiner Inseln vorbey, lavirte bis Marmora, der äussersten Spitze des festen Landes, und steuerte am 1. May nordwärts. Wind und Ströme kamen von Osten.

Die vorzüglichsten seiner Seeleute behaupte-

ten, er befinde sich jetzt ostwärts von den caraibischen Inseln, er selbst aber fürchtete, daß er Espannola noch nicht erreicht habe, und seine Muthmaßung war wirklich gegründet; denn nach einer Fahrt von mehreren Tagen befand er sich zehn Meilen seitwärts von Cuba, zwischen den Inseln, die er auf einer seiner vorigen Fahrten, Garten der Königinn genannt hatte. Jetzt waren seine Schiffe so leck geworden, daß das Wasser kaum durch die Pumpen herausgebracht werden konnte. Die Kraft der Mannschaft war erschöpft, und man hätte noch obendrein, wenn nicht beyzeiten eine kluge Eintheilung gemacht worden wäre, die ohnehin mittelmäßige Kost, am Maaße verringern müssen. In dieser verzweiflungsvollen Lage wurden sie nun noch dazu von einem Sturm überfallen. Beyde Schiffe stießen aneinander, und es fehlte nicht viel, so wären sie gescheitert, indessen kamen sie noch, mit vieler Mühe, glücklich aus einander und legten vor Anker. Am Morgen fanden sie zu nicht geringem Erstaunen, daß noch ein einziger Strang des Kabeltaues ganz war; wäre dieser noch gesprungen, so wären die Schiffe auf den Spitzen hervorragender Felsen zerschmettert worden.

Das Wetter ward nun wieder günstiger, und Columbus segelte nach einer indianischen Stadt in Cuba, Mattaja genant; dort nahm er frische Lebensmittel ein. Von da fuhr er, weil er es für unmöglich hielt, Espannola zu erreichen, denn die Schiffe waren indeß, trotz alles anhaltenden Pumpens, über und über voll Wasser, nach Jamaica über, und erreichte, nach einer Fahrt mitten durch Klippen, den Hafen Santa Gloria.

Da er nun sah, daß er die Schiffe einmahl nicht flott erhalten konnte, so ließ er sie dicht ne-

ben einander auf den Strand laufen, und auf dem Verdeck Hütten zum Obdach für seine Mannschaft machen. Durch dieses Verfahren hatte Columbus seine Mannschaft mehr unter seiner Gewalt, und selbst gegen die Angriffe der Indianer mehr gesichert, als wenn er sie ans Land gesetzt hätte. Hierauf setzte er, mit der in seinem Verfahren durchaus sichtbaren Weisheit, zwey Richter an, die die Aufsicht über den Handel haben und Sorge tragen sollten, daß keiner von beyden Partheyen unrecht geschähe, und um auch die Indianer zu überzeugen, daß man sie ehrlich und gut behandle, damit sie sich geneigt finden lassen möchten, ihn mit Lebensmitteln zu versehen, oder auch einen Handel mit ihnen anzufangen.

Diese Einrichtung gefiel sowohl seinen Soldaten, als auch den Indianern; Erstere erhielten alles, was sie brauchten, und letztere kamen häufig und vertauschten Thiere und andere Lebensmittel für ein Stückchen Zinn, ein paar Glasperlen, oder ein Falkenglöckchen. Bisweilen machte man auch wohl einem vornehmen Manne oder Befehlshaber ein Geschenk mit einer rothen Mütze, einem kleinen Spiegel, oder einer Scheere.

Ob nun gleich Columbus für Mangel und unmittelbarer Gefahr jetzt gesichert war, so sah er doch ein, daß er hier nicht ewig bleiben konnte. Er hielt daher Rath, auf welche Art man wohl die gesammte Mannschaft nach Espannola bringen könnte? und es ward nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, zwey Canoen mit der Nachricht von ihrem Unglück, und mit der Bitte, um Uebersendung eines Schiffs, das Mannschaft und Vorräthe abholen möchte, an den Gouverneur von Espannola abzusenden. Zu dem Ende fuhr James

Mendoz de Segura, Secretair des Admirals, mit sechzehn Spaniern und Indianern, in einem, und Bartholomäus Fiesko, ein genuesischer Edelmann mit eben so viel Mannschaft, in einem zweyten Canoe ab. Letzterer erhielt den Auftrag, sobald sie glücklich ans Land gekommen wären, sogleich zurückzukehren; und Ersterer sollte dann zu Lande nach St. Domingo gehen.

Die zurückgebliebene Mannschaft fing bald hierauf an, durch die vielen erlittenen Strapazen und durch Verschiedenheit der Lebensmittel, kränklich zu werden, und Kränklichkeit erregt gemeiniglich einen Hang zum Mismuth. In dieser Lage schmiedeten sie gegen den Admiral Kabalen, und gaben vor, er sey gar nicht Willens, nach Spanien zurückzukehren; dann prophezeyten sie: der Gouverneur von Espannola, der ohnehin auf Columbus früheres Betragen nicht wohl zu sprechen sey, werde ihn nun auch nicht Beystand leisten wollen, sie streuten die Bedenklichkeit aus, die beyden Canoen wären wohl gar verlohren gegangen, denn sonst müßte der Secretair doch wohl einige Nachricht von sich gegeben haben; und gründeten endlich auf dieses alles den Vorschlag, es sey doch wohl das Beste, den Admiral, der eben an der Gicht darnieder lag, im Stiche zu lassen, und ihren Kameraden nach Espannola zu folgen, wo sie glaubten, daß ihre Desertion dem Gouverneur gar nicht unangenehm seyn werde.

Zwey Brüder, Nahmens de Porras, waren die Erfinder und Unterstützer aller dieser Meinungen und Verbreitungen. Beyde stützten sich auf den Bischof von Burgos, der Columbus Todfeind war; durch diesen hofften sie also auf jeden Fall in Spanien beschützt zu werden. Ihre Ueberredun-

gen und diese gemachten Aussichten hatten auch wirklich den erwarteten Erfolg, denn gegen acht und vierzig Mann ließen sich von ihnen hinreissen, und man machte schleunige Anstalt zur Ausführung des entworfenen Plans.

Endlich war ihr Plan zur vollen Reife gediehen, und Francis de Porras, den man zum Anführer erwählt hatte, bestieg am 2. Januar 1504 die Schanze des Schiffs, wo der Admiral krank zu Bette lag. Er fragte dem Admiral im barschem Tone: warum er nicht nach Spanien zurückkehre, sondern seine Mannschaft in so einer mißlichen Lage zurückhielte und umkommen ließe? Columbus merkte sogleich, daß eine Verschwörung wider ihn im Werke sey, und antwortete ganz kalt und gelassen: es sey ja unmöglich ohne Schiff nach Spanien zurück zu kommen; er fühlte sich selbst durch Pflicht und um seines eignen Vortheils willen, verbunden, zurückzukehren; und er wolle sogleich um seiner Mannschaft willen, die sämmtlichen Offiziere zusammen kommen lassen, um über die nothwendigen Mittel, ihre Wünsche befriedigen zu können, zu berathschlagen. Allein, diese sanfteren Vorstellungen machten keinen Eindruck auf de Porras. Er sagte, es sey jetzt zu spät, Worte zu verlieren, und der Admiral möchte, wenn er sich nicht augenblicklich einschiffen wollte, allein dableiben. Hierauf rief er mit starker Stimme: „ich gehe nach „Spanien, wer mit will, folge mir!"

Nach dieser Aufforderung schloß sich seine Parthey unter lautem Schreyen an ihn an, nahm sogleich von verschiedenen Theilen des Schiffs Besitz, und Aufruhr und Verwirrung ward allgemein. Dieser allgemeine Lärm drang bis zu dem Krankenbette des Admirals, er fuhr auf, und

würde mitten unter die Aufrührer gesprungen seyn, hätten nicht seine ihn wirklich liebenden Wärter, welche fürchteten, das er im Tumult ermordet werden könnte, ihn theilnehmend zurück gehalten. Sein Bruder Bartholomäus stellte sich gegen die Verschwornen tapfer zur Wehr, ward aber, nachdem er Porras vergeblich gewarnt hatte, zu bedenken, welche nachdrückliche Strafe sein Betragen verdiente, entwaffnet und gebunden. Porras verachtete diese Warnung, und bemächtigte sich zehn durch Columbus von den Indianern erkaufter Canoen, in die er sich sammt seinen Anhängern, unter lautem Jubelgeschrey, als ob sie schon in Spanien gelandet wären, einschiffte. Da das die Uebrigen, die keinen Theil an der Verschwörung gehabt hatten, sahen, und sie jetzt an aller Möglichkeit zur Rettung verzweifelten, so verlangten auch diese noch, zu des Admirals und seiner wenigen Treuen großem Leidwesen, das man sie auch mit an Bord nehmen möchte; und wäre der Rest der Mannschaft gesund gewesen, so wäre wahrscheinlich niemand, als der Admiral, sein Bruder und des Admirals Bedienten ihren Pflichten treu geblieben.

Die Aufrührer ruderten nun an der östlichen Seite von Jamaica hin, begingen alle nur möglichen Schändlichkeiten gegen die Eingebornen, die sie jedesmahl an den Admiral verwiesen, den sie für den Grund aller dieser Schandthaten angaben, an den sich die Indianer halten sollten, und wenn er ihnen nicht Ersatz leistete, ihn umzubringen riethen.

Nachdem sie nun mit mehr als teuflischer Bosheit hier gehaust hatten, traten sie mit einigen Indianern, die sie als Ruderknechte mitnahmen, ihre Reise nach Espannola an. Kaum aber waren

sie

sie vier Meilen vom Land entfernt, als der Wind, der ihnen ohnehin entgegen war, sich erhob, die Wellen sich thürmten und die Canoen überschwemmten. Da sie nun diese Art von Fahrzeugen nicht zu behandeln wußten, so glaubten sie, sie müßten sie leichter machen, ermordeten daher einen Theil der mitgenommenen Indianer, und warfen sie ins Meer; andre warfen sie lebendig über Bord. Diese schwammen so lange, bis sie keine Kräfte mehr hatten, dann hingen sie sich mit den Händen an die Canoen an, um nur von neuem zu Athem zu kommen, allein diese verabscheuungswürdigen Ungeheuer schnitten ihnen die Hände ab, und so mußten achtzehn Indianer auf die erbärmlichste Weise umkommen. Wahrscheinlich würde auch nicht ein Einziger lebendig geblieben seyn, wären nicht Einige, bloß um die Spanier, die nicht weiter vorwärts konnten, wieder zurück nach Jamaica zu bringen, verschont worden.

Nachdem sie nun wieder auf Jamaika zurück kamen, hielten sie Rath, was nun wohl zu thun sey? Da thaten Einige den Vorschlag, man möchte Wind und Ströme benutzen, und nach Cuba rudern, von wo aus der Weg nach Espannola nicht mehr weit seyn könne. Andre schlugen vor, man möchte einen Versuch machen, mit dem Admiral Frieden zu schließen, allein die Majorität der Stimme war dafür, daß man ruhige Witterung abwarten, und dann die Reise nach Espannola fortsetzen solle. Nachdem sie nun so einen Monath lang auf günstige Witterung, um die Insel zu verlassen, gewartet, und zwey Versuche mit schlechtem Erfolg gemacht hatten, so gingen sie westwärts tiefer ins Land hinein, und plünderten die Eingebohrnen, wo sie nur hinkamen.

Columbus erste und dringendste Bemühung war indessen, die bösen Eindrücke, die das unerhörte Verfahren auf die Indianer gemacht hatte, wieder zu verwischen, und er war auch wirklich so glücklich, seine Absicht zu erreichen, denn sie versahen ihn mit Lebensmitteln so gut, wie zuvor. Seine nächste Sorge war jetzt, die zu Unterstützung seiner Mannschaft nöthigen Vorräthe anzuschaffen. Allein die Indianer, welche nicht gewohnt waren, mehr Getraide zu bauen, als sie zu ihrem eignen Unterhalte nöthig hatten, fingen nun an, selbst Mangel zu fühlen, und wurden, da sie wußten, daß der Admiral sich in einer Lage befand, wo er eben nicht mit Gewalt von ihnen Gehorsam und Respekt fordern konnte, zuletzt gegen seine Bedürfnisse ganz gleichgültig.

Und auch in dieser mißlichen Lage verließ den Columbus sein an Mittel und Wegen unerschöpflicher Geist nicht. Ein Ereigniß in der Natur mußte das Mittel abgeben, wodurch er seinen Charakter und sein Ansehen bey den Wilden aufrecht erhielt. Er wußte nähmlich als guter Astronom, daß in drey Tagen eine Mondfinsterniß einfallen würde; er sandte also einen Indianer von Espannola, und ließ die Vornehmsten der Gegend, unter dem Vorwande, daß er ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, versammeln.

Nachdem sie nun alle beysammen waren, ließ er ihnen durch seinen Dollmetscher bekannt machen, daß er und seine Mannschaft Christen wären, und an einen Gott glaubten, der Himmel und Erde erschaffen hätte; der den Gerechten beschütze, und den Bösen bestrafe; der daher nicht zugeben werde, daß die aufrühreriſchen Spanier nach Espannola kommen würden, indeß er nach seiner weisen

Vorsicht die Bothen, die er, Columbus, gesandt habe, geleitet habe, weil ihre Absichten gut und lobenswerth seyen. Er ließ ihnen ferner sagen, daß das nähmliche allmächtige und gerechte Wesen auf die Indianer zürne, weil sie ihn und seine Mannschaft nicht mehr mit den nothwendigen Lebensmitteln versehen wollten, und daß er sie dafür mit Seuchen und Hungersnoth strafen werde. Und zum Beweis, daß er die Wahrheit sage, würden sie in kommender Nacht den Mond blutroth aufgehen sehen, um ihnen das Unglück anzudeuten, das ihrer erwarte.

Diese Prophezeyhung that, je nachdem Furcht und Glaube auf die Indianer Eindruck machte, mehr oder weniger Wirkung; allein als sie sahen, daß der Mond sich wirklich verdunkelte, und daß die Finsterniß, als er aufging, immer stärker ward, so ward Angst und Furcht allgemein. Jetzt kamen die Indianer von allen Ecken, beladen mit Lebensmitteln, herbey gelaufen, und bathen den Admiral unter lautem Heulen und Wehklagen, daß er sich für sie bey seinem Gott verwenden möchte, und daß sie in Zukunft für alles, was er brauchte, aufmerksam sorgen wollten. Columbus nahm ihr Versprechen an, sagte, daß er seinen Einfluß bey Gott benutzen wollte, und schloß sich zu dem Ende in seine Cajüte ein, indeß die Indianer vor derselben stehen blieben, und auf die erbärmlichste Weise heulten, und ihn um seinen Beystand und Fürsprache anflehten. Da es endlich so weit war, daß die Verfinsterung wieder abzunehmen anfangen mußte, kam Columbus wieder aus der Cajüte heraus, und sagte, sie möchten nun wieder gutes Muths seyn, Gott hätte sein Gebeth für sie erhört, und ihnen, unter der Bedingung, daß sie künftig

gegen die Christen gut und gastfreundschaftlich seyn möchten, vergeben. Zum Beweise versicherte er ihnen, daß sie sogleich sehen würden, daß der Mond seine zornige Gestalt nach und nach wieder ablegen und in seinem vorigen Glanze erscheinen werde.

Da diese Vorausſagung sich nun auch unmittelbar bestätigte, so betheten sie den Gott der Christen an, und versorgten nachher den Admiral und seine Mannschaft immer fort nach ihren beßten Kräften. Denn, ob sie schon öfters Mondfinsterniſſe gesehen haben mochten, so hielten sie es doch für unmöglich, solche voraus zu bestimmen, und glaubten daher, Columbus sey ein unmittelbarer Geschäftsträger der Gottheit. — Wir können uns bey Erwähnung dieses Kunstgriffs nicht der Bemerkung enthalten, daß Columbus hier wirklich vermeſſen und ohne alle Ehrfurcht gegen Gott handelte.

Acht lange Monathe waren nunmehr seit Absendung der beyden Canoen nach Espannola verflossen, und selbst der festeste Entschluß fing nunmehr an zu schwanken. Man glaubte allgemein, daß die beyden Canoen untergegangen oder die Mannschaft von den Espannolanern ermordet seyn müſſe, und diese Vermuthung ward durch die Nachricht einiger Indianer von Jamaica, welche ein Canoe umgeworfen und durch der Fluth ans Ufer getrieben gesehen haben wollten, noch mehr erhöht.

Die Furcht stieg jetzt mit jedem Tage höher, und es entspann sich eine neue Verschwörung, an deren Spitze sich ein Apotheker, Nahmens Bernard, stellte. Der Plan war bereits gemacht, den Admiral, auf die nähmliche Art wie die vorigen Aufrührer, zu verlaſſen; allein ein Schiff, das

so eben von Espannola einlief, machte ihn glücklicherweise rückgängig.

Der Capitän des angekommenen Schiffes, Nahmens Jakob de Escobar, ließ sich an Bord des Admiralschiffes setzen, überbrachte dem Columbus viele Empfehlungen vom Gouverneur von Espannola, der es sehr bedauren ließ, daß er kein Schiff in Bereitschaft habe, welches so viel Menschen fassen könne, und überlieferte ihm im Nahmen des Letztern ein Faß Wein und zwey Speckseiten. Darauf entfernte er sich wieder, lichtete, ohne weitere Antwort abzuwarten, die Anker, und ging noch am nähmlichen Abende wieder unter Segel.

Columbus ward durch diese schleunige und unerwartete Abreise aufs Aeußerste aufgebracht, doch ließ er sich nichts merken, sondern sagte vielmehr, das Schiff sey auf seinen eignen Befehl wieder abgesegelt, weil es nicht groß genug gewesen, die gesammte Mannschaft an Bord zu nehmen, und weil er Niemanden zurück lassen wolle. Diese Erklärung beruhigte abermahls die Verschwornen. Die eigentliche Wahrheit aber war: der Gouverneur von Espannola fürchtete, Columbus möchte, früher als er, nach Spanien zurück kommen, und ihn dann zur Rechenschaft fordern; er schickte daher Jemanden ab, der sich von seiner Lage unterrichten sollte, damit er ihn desto leichter seinem Verderben entgegenführen könnte. Durch die Ankunft des Schiffes indessen war es doch nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die von ihm ausgesandten zwey Canoen mit Mannschaft richtig an Ort und Stelle gekommen seyn mußten, und Columbus schmeichelte sich jetzt mit der Hoffnung, daß die Vorstellungen seiner Abgesandten

doch endlich einmahl die gewünschte Erlösung bewirken würden.

Diese muthvollen Abgesandten, von denen wir eben sprechen, hatten auf ihrer Fahrt mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und sie am Ende doch alle glücklich überwunden. Zwey volle Tage hatten sie in einem fort rudern, und Durst, Hitze und Ermüdung ertragen müssen; einige von den Indianern waren sogar aus Mangel an Erfrischungen gestorben. Erst am Abende des zweyten Tages kamen sie auf die Vermuthung, daß sie wohl den rechten Weg verfehlt haben möchten, und ihre Verlegenheit stieg aufs Aeusserste. Zugleich sahen sie jenseit einer Landfläche, die eine kleine Insel, ohnweit Espannola zu seyn schien, den Mond aufgehen, und ihre Hoffnung wurde von neuem belebt. Jetzt wandten sie ihre letzten Kräfte an, und ruderten auf diese Insel los. Endlich erreichten sie sie am frühen Morgen, fanden sie aber unbebaut und ohne Bewohner. Indessen gab es hier doch frisches Wasser, davon einige unmäßig tranken, daß Wassersucht und andre Krankheiten die späteren Folgen davon waren.

Als sie sich nun hier, so gut sie konnten, wieder erfrischt hatten, steuerten sie nach Capo San Miguel, der äusserſten Landspitze von Espannola, wo sie den auch glücklich anlangten.

Fiesko wollte nun, nachdem er zwey Tage lang hier ausgeruht hatte, seiner Ordre gemäß, wieder zum Admiral zurückkehren, allein weder Soldaten noch Indianer wollten die Gefahr noch einmahl wagen. Mendoz war, ungeachtet er ein viertägiges Fieber bekommen hatte, sogleich nach seiner Landung nach Veragua gegangen, und hatte dem Gouverneur von des Admirals Verlegenheit

Bericht erstattet; dieser hatte ihm nach tausend Schwierigkeiten endlich die Erlaubniß gegeben, auf San Domingo ein Schiff zu kaufen, das nähmliche, welches späterhin auch in Jamaica einlief, und von Columbus mit Nachrichten und Ladungen für den König und die Königinn sogleich wieder abgefertigt wurde.

Der Admiral wünschte jetzt, zur Zufriedenheit aller Partheyen, Friede und Eintracht wiederherzustellen, und machte daher den Versuch, die Gebrüder Porras zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Um seine Gründe desto einleuchtender zu machen, sagte er ihnen, daß sie nun bald in ihr Vaterland zurückkehren sollten, denn er hätte durch ein Schiff von Espannola das Versprechen erhalten, nur bald abgeholt zu werden, und zur Bestätigung des Gesagten sandte er ihnen einen Theil der vom Gouverneur von Espannola erhaltenen Geschenke. Allein die Rädelsführer der Verschwörung, die sich vor einer Wiedervereinigung gar sehr fürchteten, wandten die ganze Kraft ihrer Beredtsamkeit an, ihrer Parthey die Annahme der gemachten Vorschläge zu widerrathen, und man gab die Rückantwort, daß sie in Ruh' und Frieden nach Espannola abreisen würden, wenn ihnen der Admiral ein Schiff geben wollte, oder, wenn er sich, im Fall er nur eins hätte, dazu verstünde, die Hälfte davon ihnen zu ihrer eigenen Disposition und Bequemlichkeit zu überlassen, und zugleich alle seine Kleider und andre Dinge mit ihnen zu theilen. Noch fügten sie zu dieser frechen Forderung die Drohung hinzu, daß, wenn er das nicht in Güte thun wollte, so würden sie kommen und ihn mit Gewalt ausziehen.

Diese Drohung waren sie auch wirklich Wil-

lens, sogleich wahr zu machen. Sie marschirten daher, bis zu einer kleinen Entfernung von den Wraks, vorwärts. Columbus sandte, als er das hörte, sogleich fünfzig wohlbewaffnete Soldaten unter dem Kommando seines Bruders an sie ab, und befahl seinem Bruder, mit den Rebellen zu unterhandeln, auch ja keine Feindseligkeiten anzufangen, wenn er nicht von ihnen angegriffen würde.

Bartholomäus näherte sich also den Rebellen auf Bogenschußweite, und verlangte eine Unterredung mit ihrem Anführer. Man hielt diese Herablassung für Furcht, und fiel daher, in sichrer Erwartung des Siegs, ohne weiteres, gegen Bartholomäus Leute aus. Allein, ihre Erwartungen wurden vereitelt. Auf den ersten Schuß fielen fünf von sechs der Entschlossensten, welche geschworen hatten, sich ihren Weg durch Columbus Partey zu bahnen, und unter diesen zwey der klügsten und muthigsten Verschwornen. Francis de Porras, ihr Anführer, ward zum Gefangenen gemacht, und die Uebrigen ergriffen die Flucht.

Bartholomäus zog sich nach entschiedenem Siege nebst den gemachten Gefangenen auf sein Schiff zurück. Er selbst war an der Hand verwundet worden, und ein andrer Offizier, der mit einer Lanze durchbohrt worden war, gab kurz darauf seinen Geist auf. Das war aber auch der ganze Verlust, den Columbus Freunde erlitten.

Der furchtlose Steuermann, der, wie wir oben gehört haben, schon einmahl durch die tobende Brandung ans Ufer schwamm, ward auch diesmahl auf eine mehr als wunderbare Art gerettet. Er fiel, während des Handgemenges, über einige Steinklippen, und ward erst am folgenden Abende, von Wunden über und über bedeckt, von ei-

nigen Indianern gefunden. Seine Hirnschale war so zerschmettert, daß man das Gehirn liegen sehen konnte; sein Arm war fast ganz abgehauen, die Wade des einen Beins hing nur noch an einer Flechse, und ein Fuß war von der Ferse bis zu den Zehen durchhauen. Ungeachtet dieser entsetzlichen Wunden brachte er die Indianer, die sich ihm näherten, durch Fluchen und Drohungen so in Furcht, daß sie in größter Bestürzung flohen. Sobald der Admiral Nachricht davon erhielt, ließ er ihm alle nur mögliche chirurgische Hülfe leisten, und er ward, zu Jedermanns Erstaunen, wiederhergestellt.

Columbus behielt, um künftige Feindseligkeiten zu vermeiden, den Porras in Gefangenschaft, die übrigen Gefangenen aber ließ er, um die Vorräthe auf dem Schiffe nicht unnöthig zu verzehren, unter gehöriger Aufsicht ans Land setzen, um gegen die gewöhnlichen WaarenLebensmittel einzutauschen.

Da nun auf diese Art alle Feindseligkeiten unter den Spaniern beygelegt waren, so wagten es die Indianer gar nicht mehr, sie auf irgend eine Art zu beleidigen, sondern sie versorgten sie, so viel es ihnen nur möglich war, mit Lebensmitteln.

Ein Jahr war nunmehro verflossen, seitdem die Spanier bey Jamaica auf den Sand liefen. Endlich kam das Schiff, welches Mendoz gekauft hatte, an. Columbus schiffte sich und seine ganze Mannschaft am 28. Juny ein, und landete, nach einer sehr beschwerlichen Reise, am 13. August 1504 zu St. Domingo.

Der Gouverneur empfing ihn hier mit kriechender Höflichkeit. Wie sehr ihm aber seine Freundschaft von Herzen ging, bewies er dadurch, daß

er den Porras in Freyheit setzte, und sogar die zu bestrafen drohte, die so sehr bemüht gewesen waren, ihn gefangen zu nehmen.

Sobald nun das Schiff des Admirals wieder ausgebessert, und noch ein zweytes zu besserer Bequemlichkeit für seine Freunde gekauft worden war, ging er, es war am 2. September nach Europa unter Segel. Kaum waren sie aber zwey Meilen vom Lande, so brach der Mast des gekauften Schiffes, und man mußte es zurück schicken, um es ausbessern zu lassen.

Columbus setzte indessen seine Reise fort, verlor in einem wüthenden Sturme seine Masten, hatte mit tausenderley Ungemach zu kämpfen, mußte unterwegs einen Anfall von Gicht aushalten, und kam endlich glücklich im Hafen von San Lucar de Barrameda an.

Kaum war er dort eingelaufen, so kam die traurige Kunde von dem Tode der Königinn Isabella, die ihn bisher immer so wohlwollend unterstützt hatte, zu seinen Ohren. Das war ein Schlag, von dem er sich nie wieder erholen konnte. Zwar behandelte ihn Ferdinand mit höfischer Freundlichkeit; allein er gab ihm doch häufig zu verstehen, daß die Bedingungen, die sich Columbus gemacht hatte, ein wenig zu vortheilhaft seyen, und das er wünsche, Columbus möchte sich zu einer neuen Uebereinkunft verstehen. Indessen kam es dazu nicht; die Unterhandlungen wurden durch die Thronbesteigung Philipps unterbrochen, und Columbus starb, entkräftet durch viele Strapazen, und abgezehrt durch unaufhörlichen Verdruß, im vier und sechzigsten Jahre seines Alters, zu Valladolid am 20. May 1506. Sein Leichnam ward, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, nach Sevilien

gebracht, dort, wie einige Schriftsteller sagen, mit vielen Pomp' in einem Cartheuserkloster begraben, und zu seinem Andenken ein Monument errichtet, mit der Aufschrift:

A GASTILIA Y A LEON
NUEVO MUNDO DEO' COLON

welches im Deutschen heißt: Columbus gab den Beherrschern von Castilien und Leon eine neue Welt. Andere behaupten indeß, bloß dieses Monument existire zu Sevilien, sein Leichnam aber sey nach San Domingo geschafft, und dort unter der Kanzel der Kathedralkirche begraben; welches letztere sich auch durch einen Artikel eines spanischen öffentlichen Blattes zu bestätigen scheint, wo bey Gelegenheit der Abtretung von Espannola an die französische Republik gesagt wird: Columbus Ueberbleibsel sollten mit großem Gepränge von St. Domingo nach Cuba geschafft werden.

So endeten sich die Schicksale und das Leben Columbus, eines Mannes, dessen Andenken die Nachwelt ehren und ihn bewundern wird. Die Undankbarkeit, die auch er erfuhr, ist der gewöhnliche Lohn für geleistete Dienste, die zu bedeutend sind, als daß sie jemahls in vollem Maaße vergolten werden könnten. Der, welcher durch Entdeckung einer neuen Welt und durch Uebergabe der Oberherrschaft über sie den Glanz eines kleinern Königreichs verdunkelt, kann zwar Neid erregen, nie aber so belohnt werden, wie er es verdient, wenn er nicht als Nebenbuhler seines Fürsten angesehen seyn will. Und vielleicht war die reichhaltige Quelle aller Unglücksfälle, die Columbus betrafen, nichts weiter, als seine wenigstens nicht

ganz bescheidne Forderung der Mitregentschaft in den neuentdeckten Ländern. Ein so kluger Kopf, wie er, sollte es sich selbst gesagt haben, es sey unmöglich, mit einem Könige gleiche Rechte und Forderungen zu haben.

Ein spanischer - vielen Glauben verdienender Schriftsteller zeichnet uns den Columbus mit folgenden Worten: „Columbus," sagte er, war von schlanker Statur, hatte ein langes Gesicht und majestätisches Ansehen. Er hatte graue Augen, eine Habichtsnase, und weis und rothe Wangen. In seiner Jugend waren seine Haare und Bart schön, aber Sorge, Kummer und Strapazen verwandelten sie bald in Grau. Er war voller Witz und Laune, unterhaltend und gesprächig in Gesellschaften, in seinem übrigen Betragen ernsthaft, ohne pedantisch zu seyn. Seine Freundlichkeit gegen Ausländer, und seine kluge Unterhaltungsgabe gewannen ihm die Zuneigung jedes braven Mannes, indeß seine Größe und Macht bezeichnende Stirn Ehrfurcht einflößte. Er selbst war in den Gebräuchen seiner Religion streng, und die, welche unter seinem Commando standen, mußten, wenigstens äußerlich, alle nur mögliche Achtung dafür bezeigen. Es war sein eifrigstes Bestreben, die Indianer zur christlichen Religion zu bekehren, und, um sie dazu zu vermögen, gab er sich alle Mühe, seine Mannschaft so in Ordnung zu erhalten, daß ihre Lebensweise mit dem Glauben, den sie bekennten, in möglichster Uebereinstimmung zu seyn schien. Sein Muth war unerschütterlich. Er war ein Freund großer und wichtiger Unternehmungen, mäßig in jeder Art des Genußes, einfach in Kleidung, geduldig bey zugefügten Ungerechtigkeiten, und mehr geneigt, seine Beleidiger zu überführen,

daß sie ihm Unrecht gethan hatten, als ihre Ungerechtigkeiten zu ahnden. Er blieb mitten unter den drohendsten Gefahren und Wiederwärtigkeiten unerschüttert und sich selbst gleich; kurz, er war ein Mann, dem man, wenn er in frühern Zeiten gelebt hätte, seiner mannigfaltigen Verdienste und seines Herzens wegen, Bildsäulen und Tempel errichtet, den man mit Herkules und Bacchus in eine Reihe gestellt, und nach seinem Nahmen neuentdeckte Gestirne benannt haben würde. Indeß wird, so lange es Menschen gibt, Columbus Nahme von spätern Enkeln mit Ehrfurcht genannt werden

Reisen und Entdeckungen

von

Johann und Sebastian Cabot.

Wir haben bereits zu Anfange der Geschichte Columbus gehört, daß er seinen Bruder Bartholomäus nach England an Heinrich VII. sandte, um ihm seine Dienste anzutragen, und daß hernach England nicht davon profitiren konnte, weil der Hof von Castilien sich endlich doch nach Columbus Forderungen gefügt hatte. Indessen scheint es, daß entweder Ehrgeiz oder Neugierde des Königs von England durch die mancherley Nachrichten von diesen Entdeckungen, die ihm zu Ohren kamen, erweckt, in ihm den Wunsch rege machten, wenn er auch keine gerechten Ansprüche auf den Besitz machen könnte, doch wenigstens an der Ehre und den Vortheilen des Columbus Theil zu nehmen.

Königliche Unterstützungen haben immer besondere Reitze für unternehmende Köpfe, und kein Land auf Gottes Erde ist so arm an Genies und klugen Köpfen, daß sich nicht wenigstens Einige finden sollten, denen Aufmunterung von Seiten der Regierung und versprochne Hülfsleitung nicht denjenigen Grad von Enthusiasm' mittheilen könn-

ten, der zu einer Unternehmung gehört, wo es auf Kühnheit sowohl, als auf Entschlossenheit, sich allenfalls aufzuopfern, ankommt.

Zu dieser Art Menschen gehören die beyden Cabot, Vater und Sohn. Sebastian, der Sohn, war 1467 zu Bristol geboren. Sein Vater, ein Venetianer von Geburt, hatte ihm alle diejenigen mathematischen Kenntnisse beygebracht, die durch den damahligen Gang der Handlung bekannt und zur Nothwendigkeit geworden waren, und ehe Sebastian noch zwanzig Jahre alt war, hatte er bereits mehrere Seereisen gemacht, und durch Verbindung der Praxis mit der Theorie sich eine ziemliche Kenntniß des Seewesens verschafft.

Die erste bedeutende Seereise, welche Sebastian Cabot mitgemacht hat, scheint die gewesen zu seyn, die sein Vater, Johann Cabot, auf Befehl Heinrichs VII. unternahm, um eine nordwestliche Fahrt nach Indien, die immer der Lieblingsgegenstand Columbus gewesen war, zu entdecken.

Im Frühlinge 1494 segelten Vater und Sohn von Bristol mit gutem Winde ab, und sahen am 24. Juny, nach einer glücklichen Fahrt, Newfoundland, das sie Prima Vista (das zuerst gesehene) nannten. Sie gingen sogleich auf einer kleinen Insel, die sie zum Andenken an den Tag der Entdeckung, es war Johannistag, St. Johann der Täufer nannten. Diese Insel selbst war zwar unbekannt, das sie umgebende Meer aber lieferte viele Fische. Die Kleidung der Eingebornen bestand in Thierfellen, und ihre Waffen waren Bogen, Pfeile, Piken, hölzerne Keulen, Wurfspieße und Schleudern. Von diesen Wilden nahmen sie drey an Bord, segelten nach England zurück, statteten

dort Bericht von ihren gemachten Entdeckungen ab, und wurden sehr gnädig aufgenommen.

Nicht lange nach ihrer Zurückkunft starb Cabot, der Vater; man ertheilte seinem Sohne Sebastian ein neues Patent, und er ging am 4. May 1497, ehe noch Columbus auf seine dritte Entdeckungsreise auslief, abermahls unter Segel.

Er segelte bis sieben und sechzig Grad dreyßig Minuten nördlicher Breite, und fuhr von da herunter bis sechs und funfzig Grad, von wo aus er die Küste von Amerika bis acht und dreyßig Grad untersuchte. Dieser Theil des festen Landes wurde nachher, wie er selbst ausdrücklich sagt, Florida genannt.

Hier fingen die mitgenommenen Lebensmittel an abzunehmen, er ging daher zurück, legte nochmahls vor Newfoundland vor Anker, und segelte sodann mit einer vollen Ladung von Produkten, die er in den besuchten Ländern gefunden hatte, nach England zurück.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sebastian Cabot, um bey seinen Entdeckungen die Küsten von Newfoundland recht kennen zu lernen, und alles gehörig zu untersuchen, mehrere Reisen gemacht hat. Eine von ihm selbst gezeichnete Karte der durch ihn entdeckten Länder, sammt seinem Portrait, hing man in der Gallerie von Whitehall, ihm zum Andenken auf.

Und sonach sollte wohl eigentlich die sogenannte neue Welt nicht nach Amerikus Vesputius, Amerika, genannt werden, denn Cabot entdeckte ja das feste Land noch vor Amerikus Vesputius, und selbst noch vor Columbus.

Indeß waren es die Engländer, welche die erste Pflanzung, und zwar zu Newfoundland, an-

leg-

legten nur der Unternehmungsgeist, welchen die Entdeckungen Cabots weckten, bahnte England den Weg zum Handel und zu den späterhin erlangten Vorzügen in Rücksicht der Schifffahrt. Indessen Spanien durch die Reichthümer, welche durch Columbus Entdeckung in seinen Schoos flossen, weichlich und unthätig wurde, war England weit glücklicher, einen Boden und ein Clima gefunden zu haben, die ihren Landsleuten neue Gelegenheit zum Nachdenken und Fleiß gaben, und sie tapfer und mächtig machten.

So interessant nun auch jeder kleinste Zug der Geschichte eines Mannes seyn muß, der unstreitig der erste war, welcher das feste Land von Amerika entdeckte, so finden wir doch durch einen langen Zeitraum von zwanzig Jahren nichts weiter aufgezeichnet, und erst im achten Jahre der Regierung Heinrichs VIII. erscheint er wieder auf der Bühne.

Um diese Zeit wurde Cabot, durch den Einfluß des Sir Thomas Pert, damahls Vice-Admiral der englischen Flotte, mit einem guten königlichen Schiffe zu neuen Entdeckungen ausgerüstet. Er scheint damahls seinen Plan abgeändert und südlich nach Ostindien gewollt zu haben. Er segelte zu dem Ende nach Brasilien; als er sich aber dort in seiner Meinung getäuscht fand, so richtete er seinen Lauf nach der Gegend von Espannola und Porto Rico, und kehrte, nachdem er dort einigen Handel gemacht, ohne eben seinen Ruhm durch diese Fahrt erhöht zu haben, nach England zurück.

Unzufrieden, und wahrscheinlich auch wegen dieser mißlungenen Reise vernachläßigt, verließ er England, und trat in spanische Dienste. Dort

hub er sich bis zum höchsten Range empor, und zeichnete sich in vielen zum Nutzen der Regierung gewagten Unternehmungen vortheilhaft aus.

Auf einer Fahrt, die er durch die magellanische Meerenge nach den moluckischen Inseln machen wollte, rebellirte seine Mannschaft, und sein Plan wurde vereitelt. Indessen segelte er doch dem Plata- und Paraguay-Fluß entlang, baute verschiedene Forts, und brachte ein ziemliches Stück reiches und fruchtbares Land unter spanische Bothmäßigkeit.

Endlich kehrte er, nachdem er fünf Jahre in Amerika gelebt hatte, mißvergnügt zurück, und ward in Spanien ziemlich kalt empfangen. Das veranlaßte ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, und er ging gegen das Ende der Regierung Heinrichs VIII. wieder nach Bristol.

Indeß hatte sich der Geist des Handels über ganz England verbreitet, und Cabot unternahm es, einige Schiffe auszurüsten, um die nördlichen Theile der Welt aufzusuchen, und neue Szenen der Thätigkeit und neue Kanäle für den Handel zu eröffnen.

Das geschah auch unter besonderm Schutz der Regierung, und es war die erste Reise nach Rußland, und der Grund des noch bis jetzt zwischen der englischen und russischen Nation fortdaurenden Handlungsverkehrs. Man errichtete, da diese erste Reise von gutem Erfolge gewesen war, eine russische Handlungscompagnie, von der Cabot auf Lebenszeit zum Präsidenten bestätigt wurde.

Endlich starb Cabot, nach einem Leben voll Thätigkeit, das er vorzüglich dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet hatte, in einem Alter von etlichen und siebenzig Jahren. Und obgleich sei-

ne Verdienste und sein Ruhm die des Columbus nicht ganz erreichen, so verdient er doch bey weitem mehr den Nahmen eines Entdeckers von Amerika, als Amerikus Vesputius, dem das Glück einen Nahmen gab, den er, wie wir gleich sehen werden, weder verdiente, noch der Wahrheit gemäß haben sollte.

Amerikus Vesputius

Reisen und Entdeckungen.

Amerikus Vesputius war 1451 zu Florenz geboren, und stammte von einer alten und angesehenen Familie ab. Schon in der früheren Periode seines Lebens fand er Geschmack an Philosophie, Mathematik und Seewesen, wozu vorzüglich die Entdeckungen der Portugiesen Veranlassung gaben; denn diese Entdeckungen lenkten den Fleiß der wißbegierigen Welt auf die nähere Bekanntschaft und das Studium derjenigen Zweige der Wissenschaften, die mit der Naturgeschichte der Erde und des Menschen in genauerem Zusammenhange stehen. Auch erregten diese Entdeckungen, denen vorzüglich Columbus umfassender Geist einen Ruf gegeben hatte, den man vorher gewiß nie erwartete, einen Hang zur Nachahmung, welchem mancher unternehmende Kopf und auch Vesputius folgte.

Wir haben bereits im Vorhergehenden erwähnt, daß nach Columbus Rückkehr von seiner zweyten Entdeckungsreise die Bosheit seiner Feinde und die Eifersucht des Hofs ganz sichtbar zu werden anfing, und dadurch gelang es auch dem Alonzo und Ojeda, einem Offizier, der mit Columbus gesegelt war, die Pläne und Zeichnungen, die Colum-

bus auf Befehl des Hofs in die Hände des Bischofs von Burgos niedergelegt hatte, zu erhalten. Dieser Alonzo von Ojeda verband sich daher mit Amerikus Vesputius, welcher vor Begierde brannte, an dem Ruhme Columbus Theil zu nehmen, und segelte, wie uns mehrere Schriftsteller versichern, mit vier Schiffen am 20. May 1497 von Cadix ab.

Vesputius, den man seines höheren Ranges und seiner vorzüglichern Kenntnisse wegen für das Haupt dieser Unternehmung hielt, erreichte die Küste von Paria, lief längs derselben bis Terra firma und den Meerbusen von Mexiko, und kehrte dann, nach einer Abwesenheit von achtzehn Monathen, wieder nach Spanien zurück. Seine Meynung war eben nicht, mit Columbus über die Entdeckung von Westindien zu streiten, dagegen aber wünschte er, daß man glauben möchte, er sey der erste, welcher das feste Land entdeckt habe. Um das zu erreichen, soll er, wie man sagt, und weswegen man ihn auch nachdrücklich getadelt hat, die Zeiten seiner Entdeckungen weit früher und folglich unrichtig angegeben; und da er ein eben so guter Geograph und Zeichner als wahrhaft scheinender Schriftsteller war, Nachrichten ganz verschiedener Begebenheiten unter einander gemengt und falsch dargestellt haben. Durch diese feinen Kunstgriffe, wodurch er den größten Theil von Europa hinterging, erlangte er freylich die Ehre, daß die sogenannte neue Welt nach seinem Nahmen genannt wurde, eine Ehre, zu der er auch nicht das geringste Recht hatte. Wem eigentlich dieses Recht zukam, das ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, und ob wir gleich zugeben müssen, daß Amerika, als der Nahme eines der vier Welttheile, sich besser zu den übrigen dreyen paßt, als

Columbia, so erhellet doch aus dem Vorigen deutlich, daß, wenn der erste Entdecker des festen Landes ihm seinen Nahmen hätte geben sollen, diese Benennung weder dem Vesputius, noch dem Columbus, sondern einzig allein dem Cabot zugekommen wäre.

Vesputius war kaum einige Monathe wieder nach Spanien zurück, so lief er zum zweytenmahle unter besondrer Erlaubniß des Königs und der Königinn aus. Indessen schien es doch, als ob man den Verdiensten des Columbus Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle, dem man verboth dem Vesputius, so wie allen ähnlichen Seefahrern, innerhalb funfzig Meilen von jedem Platze, wo Columbus gewesen war, vor Anker zu legen.

Auf dieser zweyten (oder wie Einige wollen, ersten) Reise segelte Amerikus bis nach den Antillen, und von dort nach den Küsten von Guiano und Vennezuela, kehrte von da mit einer Menge kostbarer Steine und andrer Waaren, die er auf dieser Reise erhandelt hatte, zurück, und traf im November 1500 gesund und wohlbehalten in Cadix wieder ein. Allein seine Verdienste wurden von den Spaniern eben so schlecht belohnt, wie die Verdienste des Mannes, dessen Nebenbuhler er war, und den er so gern um seine verdiente Ehre gebracht hätte. Dieser Undank verdroß ihn, und er entschloß sich, die Dienste Spaniens zu verlassen.

Das erfuhr Emanuel, König von Portugall, der bisher immer auf die glücklichen Entdeckungen Spaniens neidisch gewesen war, und machte dem Vesputius vortheilhafte Anträge, die denn dieser auch sehr gern annahm, und in Diensten des Königs von Portugall im May 1501 mit drey Schiffen von Lissabon unter Segel ging.

Er steuerte gerade auf die Küste von Afrika, und segelte bis zur Küste von Angola, dann ging er über nach dem festen Lande von Amerika, und landete auf Brasilien, welches er zuerst entdeckte, und südlich bis nach Patagonien, nördlich bis an den Platafluß auskundschaftete. Hierauf segelte er zurück nach Sirra Leona, von da längst der Küste von Guinea hin, und traf nach einer sechzehnmonathlichen Abwesenheit in Lissabon wieder ein.

Der König rüstete, angefeuert durch den guten Erfolg und aus Dankbarkeit gegen Vesputius, sogleich wieder sechs Schiffe aus, und übertrug ihm zu fernern Entdeckungen das Kommando darüber.

Auf dieser neuen Reise war Vesputius Wille, südwärts längs der Küste von Amerika hinzusegeln um dann westlich eine Durchfahrt nach den molucklschen Inseln zu finden. Er untersuchte die Küste von der Bay Aller Heiligen an, bis zum Curabadofluße, da er aber nur auf zwanzig Monathe lang mit Lebensmitteln versehen, und fünf Monathe lang durch widrigen Wind vergeblich auf der Küste, die er entdeckt hatte, aufgehalten worden war, so war er genöthigt, nach Portugall zurückzukehren.

Er starb 1514, und wird mit Recht zu den berühmtesten Seefahrern jener Zeiten gezählt.

Entdeckungen der Spanier.

von Columbus Tode an

bis zu den

Reisen des Fernando Cortez.

In der alten Welt verwüsteten die Barbaren die Wohnungen der Völker, die sich durch Cultur und Wissenschaften auszeichneten; in der neuen verwüsteten diese Letztern die Ländereyen der Barbaren, und vertilgten die Völker fast ganz; und wenn man die Erzählungen der Abscheulichkeiten liest, welche die Spanier gegen die Eingebornen von Westindien verübten, so schaudert die Menschlichkeit, und man sollte kaum glauben, daß Nationen, die von Jugend auf nach Grundsätzen einer reinen Moral erzogen worden, solcher die Menschheit entehrenden Grausamkeiten fähig waren.

Kaum war Columbus todt, als, ganz gegen die ihm zugestandnen Rechte, statt seiner Nachkommen, andre Gouverneurs der neuerlangten Länder von dem spanischen Hofe ernannt wurden. Diese suchten jene Vortheile, die Columbus durch Klugheit und Menschenfreundlichkeit sich zu ver-

schaffen gewußt hatte, durch Blut der Eingebornen und durch Grausamkeiten zu erzwingen.

Jene Inseln waren voll von Goldminen, allein niemand als die Indianer wußten, wo die Goldminen eigentlich waren. Der Geiz der Spanier nahm, statt den sichern Weg sanften Zuredens einzuschlagen, seine Zuflucht zu der unerhörtesten Grausamkeit gegen alle die, von denen man glaubte, daß sie irgendwo Schätze versteckt hätten; und Espannola, das gegen drey Millionen Einwohner enthielt, ward, da das Morden einmahl zur Tagsordnung geworden war, in wenig Jahren völlig entvölkert. Cuba, das gegen 600,000 Einwohner zählte, hatte dasselbige Schicksal; und Bartholomäus de las Casas, ein Augenzeuge dieser mehr als gothischen Verwüstungen, erzählt, daß die Spanier die Indianer mit Hunden gejagt haben, und daß diese armen nackenden und unbewaffneten Menschen, gleich wilden Thieren, in Höhlen und Wälder getrieben, von Hunden zerrissen, zerschossen, oder in ihren Wohnungen überfallen und sammt diesen verbrannt wurden. Doch wir wollen weiter gehen.

Als Columbus starb, war Nicolaus de Obando Gouverneur von Espannola. Seine sämmtlichen Thaten bestanden darin, daß er die Küste von Espannola bereis't hatte; und wie menschlich er dachte, sieht man daraus, daß er die Indianer unter die Spanier vertheilte, die sie denn so gut als Sclaven ansahen und behandelten. Gold war der einzige Gedanke, den die Spanier hatten, und das Einzige, wonach sie strebten; und obgleich mehr als für neunmahlhunderttausend Thaler von dieser einzigen Insel jährlich gewonnen wurde, so war dieser reichliche Ertrag doch noch nicht hin-

länglich, den unersättlichen Geiz derer zu stillen, die es sammelten.

Juan Ponce de Leon, Unterbefehlshaber einer Provinz des Obando, erfuhr von einigen Indianern, daß zu Porto Ricco Gold in Menge seyn sollte, und erhielt auf Ansuchen vom Gouverneur die Erlaubniß, dort eine Colonie anzusetzen. Indem er noch damit beschäftigt war, lief Don Diego Columbus, als rechtmäßiger Nachfolger seines Vaters, dort ein, um das Gouvernement von Espannola selbst zu übernehmen, und brachte zugleich einen neuen Gouverneur für Porto Ricco von Spanien mit. Ponce suchte zwar dem jungen Admiral seine Gerechtsame und sein Ansehen streitig zu machen, allein dieser setzte sowohl den Ponce als den Obando ab, und dagegen Miguel Cerron an die Stelle des Erstern ein. Indessen gelang es dem Ponce durch die Feinde der Familie des Columbus in Spanien, einen Verhaftsbefehl wider Cerron auszuwirken, und dieser ward als Gefangener nach Spanien geschickt. Ponce marschirte nunmehr aus, um den übrigen Theil der Insel zu unterjochen, und ungeachtet ihn die Indianer mit so vieler Güte und Freundlichkeit aufnahmen, machte er sie erst zu Sclaven, und dann rottete er sie fast ganz und gar aus.

Cerron wurde indeß, auf Columbus Beweise seiner Unschuld und seiner Verdienste, freygesprochen und nach Espannola, zu Wiederantretung seiner Stelle zurück gesandt. Ponce, der durch diese Wiedereinsetzung Cerron's nunmehr ohne Stelle und folglich weiter nichts als Privatmann war, rüstete jetzt zwey Schiffe zu einer neuen Entdeckungsreise aus, entdeckte am 2. April 1512, dreyßig Grad acht Minuten Breite, den Spaniern ein bis jetzt

noch unbekanntes Land, hielt es für eine Insel, und nannte es, wegen seiner Schönheit, Florida.

Gerade um diese Zeit fiel es auch dem Alonzo de Ojeda, der unter Columbus gedient hatte, ein, neue Anpflanzungen zu machen, und er erhielt dazu vom Hofe die Freyheit über die sämmtlichen Ländereyen, die auf dem festen Lande entdeckt worden waren; allein Diego Nicuessa, ein Mann von größerm Vermögen, trat dazwischen, und hielt um die Hälfte dieser Ländereyen an, und der Hof gab dem Erstern Andalusien, und dem Letztern das goldne Castilien, wobey die Gerechtsame und Ansprüche des jungen Columbus, dessen Vater sie zuerst entdeckt hatte, und dem sie, zufolge der väterlichen Verträge, gehörten, vom Hofe gänzlich übersehen wurden.

Beyde rüsteten jetzt zwey Schiffe aus, und fingen auch sogleich Streitigkeiten in Betreff ihrer Gerechtsame an, die jedoch berichtigt wurden, und beyde gingen, gegen das Ende des 1510ten Jahres, von Espannola aus unter Segel.

Ojeda erreichte in wenig Tagen Carthagena, allein die Indianer, die bereits mehrere Ungerechtigkeiten von Seiten spanischer Seefahrer erfahren hatten, weigerten ihm die Landung.

Diese Indianer waren von großer Statur, und, Weiber sowohl als Männer, verstanden sich gut aufs Bogenschießen. Daher suchte sie Ojeda durch einen Priester und Dollmetscher zu beruhigen, und sie zu überreden, sich dem spanischen Joch zu unterwerfen, und ihre Religion anzunehmen. Hierauf versuchte er einen Handel mit ihnen zu eröffnen, da er aber fand, daß sie für dieß Alles keine Ohren hatten, und durch nichts zu überreden waren, so fiel er über sie her, ermorde-

te Tausende, zog in ihre Stadt ein, und nahm alles Gold weg, was er nur finden konnte. Sodann marschirte er vier Meilen landeinwärts, allein seine Leute, die er in kleinern Parthieen in verschiedne Gegenden geschickt hatte, wurden überall mit vergifteten Pfeilen empfangen und tödtlich verwundet, so, daß von siebzig Mann nur er und noch ein einziger übrig blieben.

Zum Glück für Ojeda erschien jetzt auch Nicuessa an der Küste, und meynte, nachdem er die Erzählung dieser unglücklichen Begebenheit gehört hatte, es wäre besser, daß Beyde ihren gegenseitigen Haß in ewige Vergessenheit begrüben, und jetzt gemeinschaftlich den Tod ihrer Landsleute rächten. Das geschah. Es wurden vierhundert Mann ans Land gesetzt, man drang gegen die Indianer vor, verbrannte eine ihrer Städte, machte eine Menge Gefangene, und erbeutete bey dieser Gelegenheit sehr vieles Gold.

Nach diesem entscheidenden Siege trennten sich Beyde wieder, und jeder verfolgte nun seinen eignen Weg. Ojeda machte eine Pflanzung am östlichen Vorgebirge der Erdenge von Darien, und nannte die Stadt San Sebastiano. Allein, bald sah er, daß die Eingebornen gegen diesen Eingriff in ihre Territorialrechte äußerst aufgebracht waren, und mußte daher einen seiner Hauptleute nach Espannola um Verstärkung und Lebensmittel absenden; mittlerweile zog er eine Schanze um seine Stadt. Allein, jetzt wuchs der Mangel an Lebensmitteln täglich, und er war genöthigt Ausfälle zu machen, wobey er jedesmahl beträchtlichen Verlust an Leuten erlitt. Es kamen zwar endlich Lebensmittel und Verstärkungen von Espannola an, aber auch diese dauerten nicht gar lange; Hunger

zwang sie von Zeit zu Zeit zu neuen Ausfällen und die Indianer trieben sie jedesmahl mit beträchtlichem Verluste zurück.

Indessen rettete sie die Gewandheit und Gegenwart des Geistes eines gewissen Nunez de Balboa aus dieser bedrängten Lage. Dieser Nunez war von guter Familie, und besaß große Fähigkeiten. Er hatte ehedem diese Küste mit umsegelt, und nachher eine bedeutende Pflanzung zu Espannola erhalten, allein, einige Verbrechen, die er begangen hatte, waren Ursache, daß er zum Tode verdammt worden war. Glücklicherweise hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß man ihn in einer Brotkiste auf das nach Espannola um Lebensmittel geschickte Schiff gebracht hatte. In dieser Kiste blieb er einige Tage verborgen, und kam endlich, zu des Capitains nicht geringen Schrecken, zum Vorschein. Enciso, so hieß der Capitain, hatte ausdrücklichen Befehl, keinem Verbrecher Schutz angedeihen zu lassen, er drohete daher dem Nunez, ihn, ob er schon nicht wußte, worin eigentlich sein Verbrechen bestünde, auf dem ersten beßten wüsten Platze, den er entdecken würde, ans Land zu setzen. Jedoch es schlugen sich die vorzüglichsten Personen des Schiffs ins Mittel, und Enciso ließ sich beruhigen.

Nunez bemerkte, daß die gesammte Mannschaft auf dem Puncte der Verzweiflung stand, er wünschte sich bey ihnen beliebt zu machen, und sich auch zugleich mit auszuzeichnen, und sagte ihnen daher, sie hätten gar nicht Ursache, so verzagt zu seyn, denn am Ende des Meerbusens läge eine große und breite Stadt auf einen sehr fruchtbaren Boden und unter einem milden Himmelsstriche, die dort wohnenden Indianer wären zwar eine sehr

kriegerische Nation, hätten aber doch keine vergifteten Pfeile. Zuletzt rieth er ihnen, sie sollten doch dorthin segeln.

Das geschah, man segelte bis zum Fluß Darien, und fand die Aussage Nunez bestätigt. Der Cacique und seine Unterthanen brachten, als sie von der Ankunft der Spanier hörten, Weiber und Kinder in Sicherheit, und besetzten eine kleine Anhöhe mit fünfhundert Mann. Die Spanier fielen mit Ungestüm auf sie ein, jagten sie augenblicklich in die Flucht, drangen in ihre Stadt ein, und fanden sie voll von Lebensmitteln. Die Beute, die sie dort machten, war beträchtlich, und die Furcht der Indianer so unbeschreiblich, daß sie sich eine beträchtliche Weite vom Ufer entfernt hielten.

Der gute Erfolg dieser Unternehmung brachte den Nunez auf einmahl zum Ansehen. Man beschloß einmüthig, hier eine Kolonie anzusetzen, und sie Santa Maria die ältere von Darien zu nennen.

Da Nunez sich jetzt in Ansehen und Gunst gesetzt glaubte, so machte er, der gegen ihn gethanen Drohung wegen, ein Complot gegen den Enciso, und Enciso fiel durch eignes Verschulden in die ihm gelegte Schlinge, weil er allen Handel um Gold mit den Indianern bey Todesstrafe verbothen hatte. Dieses Verboth gab den Grund zu der Vermuthung, daß Enciso Willens sey, den Goldhandel für sich alleln zu behalten, und Nunez wußte auf den Geiz und die Vorurtheile seiner Anhänger so starken Eindruck zu machen, daß man dahin übereinkam, dem Enciso Subordination und Gehorsam zu verweigern. Man brauchte, um dieser Weigerung einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben, den Vorwand: man sey jetzt über die

Grenzen Ojeda's, von dem er in diese Stelle eingesetzt worden, hinaus, und daher sey Enciso's Oberherrschaft nunmehr zu Ende. Es wurden hierauf Magistratspersonen angestellt, so wie in Spanien, und Nunez kam an die Spitze derselben. Allein diese Art von Regierung hatte auch nicht lange Bestand, sie mißfiel, und es entstanden neue Streitigkeiten, die jedoch durch die Ankunft des Colmenares beygelegt wurden, der zwey Schiffe mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, die für Nicuessa bestimmt waren, mitbrachte.

Colmenares war auf seiner Fahrt in einen Hafen eingelaufen, wo er seine Mannschaft ans Land gesetzt hatte, um frisches Wasser einzunehmen. Diese waren von den Indianern plötzlich überfallen, und fünf und vierzig von ihnen mit vergifteten Pfeilen verwundet worden. Das Both hatten sie versenkt. Die Verwundeten starben sämmtlich bis auf Einen. Dieser Eine, der an der östlichen Seite der Bay entweder Ojeda's oder Nicuessa's Partey zu finden gehofft hatte, war erschrocken, als er keine von beyden fand, und fürchtete, das sie alle schon ermordet wären. Demungeachtet hatte er einige Kanonen abfeuern und auf mehreren Spitzen der Gebirge Feuer anzünden lassen, damit auf jeden Fall, wenn ja noch Spanier da wären, sie dadurch benachrichtigt werden möchten, es befinden sich ihre Freunde an der Küste. Diese Signale waren auch richtig bemerkt und von der Besatzung auf Santa Maria erwiedert worden, so daß Comenares gerade auf diesen Platz los segelte. Er machte sogleich eine reichliche Vertheilung von Lebensmitteln an die Besatzung ohne Unterschied, und überredete sie, sich Nicuessa's Oberherrschaft zu unterwerfen.

Nicuessa war kurz darauf, als er sich von Alonzo de Ojeda getrennt, in einen heftigen Sturm gerathen; bey dieser Gelegenheit waren die Schiffe aneinander gekommen, und Lopez de Olana, sein Unteradmiral, hatte diesen Umstand benutzt, um Nicuessa zu verlassen. Allein, da es ihm nicht gelang, sich unabhängig zu machen, so war er nach Veragua, den verabredenden Vereinigungsplatz, gegangen, wo er unter der ausgestreuten Vermuthung, daß Nicuessa im Sturme umgekommen seyn müsse, die Spanier zu überreden suchte, nach Espannola zurückzukehren. Indessen war eine Schaluppe mit der Nachricht eingelaufen, daß Nicuessa an der Küste gestrandet sey, und sich dort in einer traurigen Lage befinde. Das that dem Olana weh, und er sandte die Schaluppe augenblicklich mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen wieder fort, so daß Nicuesse und seine Leute dadurch vom Untergange gerettet wurden. Demungeachtet ließ Nicuessa seinen Unteradmiral in Ketten legen, weil er treulos gegen ihn gewesen war, und drohte ihm, ihn nach Spanien zurückzusenden.

Nicuessa setzte jetzt an den Ufern des Bethlemflusses, wo Columbus ehedem vergebliche Versuche gemacht hatte, eine Colonie an. Da aber die Lebensmittel bald anfingen abzunehmen, so segelte er mit einem Theile seiner Mannschaft nach Porto Bello. Hier widersetzten sich die Indianer einer Landung, und er fuhr weiter nach Nombre de Dios, wo er mit Errichtung eines Forts den Anfang machte, allein auch hier traf ihn ein gleiches Unglück, und er war genöthigt, den Columbus um Beystand zu ersuchen.

Kaum waren indeß die Abgeordneten an Columbus fort, so lief zu seiner Freude und Unterstü-

stützung Colmenares ein. Nicuessa's und seiner Mannschaft traurige Lage machte auf Colmenares einen so heftigen Eindruck, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Er that alles, was ihm möglich war, um sie zu trösten, und ihnen Beystand zu leisten, und erheiterte den Nicuessa durch die hoffnungsvolle Aussicht, das günstigere Umstände zu Santa Maria seiner warteten.

Das richtete Nicuessa's gesunkenen Geist wieder auf, so daß er vergaß, daß er sich noch immer in einer kläglichen Lage befand, und daß er den gegenwärtigen Inhabern von Santa Maria Dank dafür schuldig sey, daß sie ihn freywillig für ihren Befehlshaber anerkennen wollten; dabey war er so stolz und unklug, daß er erklärte, er werde ihnen alle ihr Gold wegnehmen, und sie noch obendrein dafür züchtigen, daß sie sich unterstanden hätten, sich in seinem Territorio niederzulassen. Genug, er schien einem Anfalle von Wahnsinn nahe zu seyn.

Er ging hierauf von seiner vorgenommenen Fahrt ab, um einige Inseln zu besuchen, und ward dadurch von einem seiner Schiffe übersegelt. Dieses Schiff stattete der Kolonie von seinem Vorhaben Rapport ab, und man beschloß, ihm die Landung zu verweigern.

Endlich legte er, nach einer unnöthigen und unvorsichtigen Zögerung seiner Reise, vor Santa Maria vor Anker, fand aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß man ihn schlechterdings nicht landen lassen wollte. Darauf änderte er seinen Ton, und bath, man möchte ihn doch nur anhören. Er wagte es sogar, und ging in dieser Absicht ans Land, mußte sich aber in möglichster Eil durch die Flucht retten. Nun suchte er sie dadurch

zu beruhigen, daß er sie ersuchte, ihn, wenn sie auch seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollten, doch wenigstens unter sich zu dulden; und da auch das fehl schlug, so bath er sie, ihn doch wenigstens als ihren Gefangenen aufzunehmen, weil er entschlossen sey, lieber zu sterben, als nach Nombre de Dios zurückzukehren. Allein es half Alles und auch selbst diese so große Erniedrigung nichts, man brachte ihn und noch siebzehn von seinen Leuten auf die grausamste Weise auf eine alte morsche Barke, und man hat seitdem nichts weiter von ihnen gehört.

So unklug auch wirklich Nicuessa's Verfahren war, so sehr verdient doch sein Schicksal bemitleidet zu werden; denn er hatte ja ehedem sogar gegen seinen Nebenbuhler Edelmuth bewiesen, wie sollte er jetzt einen unedlen Gebrauch seiner Gewalt über seine Freunde gemacht haben?

Nunez de Balboa stellte sich nunmehro an ihre Spitze, und zeichnete sich durch sein gutes Benehmen allgemein aus. Er machte einige wichtige Entdeckungen, und war der erste Europäer, der die große Süd-See erblickte, die nachher zur Eroberung von Peru den Weg erleichterte.

Wir gehen jetzt zu einer kurzen Beschreibung der Begebenheiten über, welche die Eroberung von Mexiko veranlaßten.

Columbus der Sohn, handelte, ungeachtet man den neuern Seefahrern, ganz gegen die seinem Vater geleisteten Versprechungen, Aufträge gegeben, und ihn dadurch zurückgesetzt hatte, dennoch zu hart, indem er diesen nicht, so viel in seinen Kräften lag, Beystand leistete. Ihn plagte eine unaufhörliche Eifersucht, und er suchte ängstlich sich im Besitze derjenigen Länder zu erhal-

ten, die seinem Vater, vermöge Kontrakt, zugesichert waren.

Als er daher hörte, daß der Hof Willens sey, eine Kolonie in Cuba anzusetzen, so suchte er ihm zuvorzukommen, und wählte zur Ausführung seines Plans einen gewissen Jacob Velasquez, den reichsten und dabey geachtetsten Bewohner von Espannola.

Kaum hatten das die Bewohner von Cuba erfahren, als sich folgende sonderbare Begebenheit ereignete: Es versammelte nähmlich einer der Caciquen von Cuba unter gehörigen Feyerlichkeiten eine Schaar seiner kriegsfähigen Mannschaft, führte ihnen all die Leiden und Bedrückungen, die sie unter den Spaniern bereits erduldet hatten, von neuem zu Gemüthe, und erzählte ihnen, daß die Weißen all' diese Abscheulichkeiten aus Liebe zu einem sehr großen Herrn thäten, dem sie sehr gut wären, und den er ihnen zeigen wollte. Er zog hierauf aus einem Körbchen einige Goldplatten hervor, und sagte: „seht, das ist der Herr, den die Weißen anbethen, diesem gehen sie überall nach, und sie sind eben jetzt auf dem Wege hieher, um ihn aufzusuchen. Laßt uns daher ein Fest anstellen, und ihm zu Ehren tanzen, damit, wenn sie nun da sind, er sich bey ihnen für uns verwende, und sie uns kein Leid zufügen." Das geschah; die Indianer fingen an zu singen und zu tanzen. Zuletzt sagte Hatuey, so hieß der Cacique, zu den versammelten Kriegern, die Spanier würden diesen Gott der Christen, auch wenn sie ihn in ihren Eingeweiden verbürgen, dennoch ausfindig machen, es sey daher wohl das Klügste, was sie thun könnten, ihn mitten in den Fluß zu werfen. Und das wurde denn auch sogleich ausgeführt.

Sobald es in Espannola laut geworden war, das Velasquez auf Cuba eine Kolonie ansetzen wolle, so entschloß sich sogleich eine Menge, ihn dorthin zu begleiten, und es versammelten sich gegen dreyhundert Mann, die sich auf vier Schiffen einschifften und im November 1511 im Hafen Palina, der in der Herrschaft des oberwähnten spaßhaften Hatuey lag, landeten.

Hatuey hatte sich bereits zur Vertheidigung gefaßt gemacht, und lag in einem Gehölz, durch das die spanische Reuterey nicht hindurch kommen konnte. Das Gefecht dauerte gegen zwey Monathe, und die Indianer zogen sich nach und nach in die entferntesten Wälder zurück, in denen sie, so wie einer sich blicken ließ, gleich wilden Thieren, gejagt wurden. Zuletzt, zog sich Hatuey zu den unzugänglichsten Plätzen zurück, hatte aber das Unglück, gefangen genommen zu werden, und ward auf Befehl des unmenschlichen Velasquez, lebendig verbrannt. Die Indianer unterwarfen sich nun nach diesem Beyspiele unerhörter Grausamkeit ihrem Schicksale; Velasquez vertheilte sie unter die mitgebrachten Kolonisten, wie Obando zuvor zu Espannola gethan hatte, und bauete auf der nördlichen Seite der Insel, in einer Gegend, die Barracoa hieß, eine Stadt an.

Nicht lange darauf kam auch eine Anzahl Spanier aus Jamaica, um sich in Cuba anzusetzen. Unter diesen befand sich ein gewisser Pamphilio de Narvaez, der dreyßig Bogenschützen kommandirte. Velasquez nahm ihn sehr freundschaftlich auf, und sandte ihn in die Provinz Bayamo, eine schöne Ebene funfzig Meilen von Barracoa. Als er aber dorthin unterwegs war, überfielen ihn zur Nacht eine Menge Indianer, allein Pamphilio sprengte mit sei-

nem Pferde auf sie los, und die Indianer, die noch nie ein solches Thier gesehen hatten, geriethen beym Anblick desselben so in Furcht, daß sie sich augenblicklich, so weit sie konnten, entfernten. Velasquez sandte auf erhaltene Nachricht sogleich Hülfe, und Pamphilio machte sich bald zum Herrn der ganzen Provinz.

Cuba war damahls, als sich die ersten Europäer dort niederließen, so mit Holz bewachsen, daß man auf siebenhundert Meilen weit ununterbrochen unter dem Schatten verschiedenartiger Bäume, und vorzüglich rother Cedern, reisen konnte. Von diesen Cedern bauten die Indianer Canoen, die funfzig bis sechzig Mann faßten.

Eine Zeit lang fanden die Spanier hier Gold im Ueberflusse in den Flüssen, aber das fing bald an abzunehmen. Demungeachtet ist dieses eine der einträglichsten spanischen Inseln. Die Hauptstädte davon sind jetzt St. Jago und Havannah.

Da nun Velasquez im Besitz von Cuba sich ganz gesichert glaubte, so sann er darauf, sich von Columbus, unter dessen Oberaufsicht er bisher gestanden hatte, unabhängig zu machen. Columbus der eben nach Spanien zurückberufen worden war, suchte zwar Velasquez Absichten zu vereiteln; allein das hatte so wenig Erfolg, daß, da es die Politik des Hofs erforderte, Columbus Plänen immerfort entgegen zu arbeiten, Velasquez ohne besondern Befehl des Königs nicht abgesetzt werden konnte; indessen ward es dem Columbus doch zugestanden, daß Velasquez ihm für die Ausübung seiner Gewalt verantwortlich seyn sollte.

Velasquez, der jetzt wenig mehr zu befürchten hatte, richtete nunmehro seine Aufmerksamkeit auf ferner zu machende Entdeckungen. Mehrere

reiche spanische Kolonisten verbanden sich zu dem Ende mit ihm, und unter diesen entboth ihm Fernandez de Cordova seine Dienste als Capitain. Velasquez nahm seinen Vorschlag an, und es gingen unter Fernandez Kommando zwey Schiffe und eine Brigantine mit hundert und zehn Soldaten am 8. Febr. 1517 von Havannah aus unter Segel.

Nach Verlauf von zehn Tagen erblickten sie Land, und als sie näher an die Küste kamen, sahen sie eine große Stadt und zwey Canoen voll Menschen, die auf sie zu ruderten. Die Spanier begrüßten die Indianer, worauf ihrer zwanzig an Bord des Commodorschiffs gingen, dort freundlich aufgenommen und bewirthet wurden, und einige unbedeutende Geschenke erhielten. Diese Geschenke hatten so sehr ihren Beyfall, daß sie in mehreren Canoen zurückzukommen und die Spanier ans Land zu setzen versprachen. Die Kleidung dieser Indianer bestand in einem Gewand von leichter Baumwolle.

Sie erfüllten ihr Versprechen richtig, und kamen mit zwölf Canoen, auf deren einem sich der Cacique befand, zu den Schiffen. Der Cacique rief, als er den Schiffen nahe war, den Spaniern in seiner Mutterspracbe „conez cotoche" das heißt: „kommt in mein Haus" zu, und dieses Vorgebirge wurde nach diesem Ausruf Cape Cotoche genannt.

Eine ungeheure Anzahl Menschen hatte sich bereits am Ufer versammelt, um die Ausschiffung der Spanier zu sehen, und auf jedem Gesichte las man Verwunderung und Staunen. Cordova nahm, in der Absicht, das Land zu besehen, die Einladung des Caciquen an, allein er hatte sich noch nicht gar weit entfernt, als die Indianer, auf

ein verabredetes Zeichen des Caciquen, aus ihrem Hinterhalte hervorbrachen, und mit einem Regen von Steinen und Pfeilen über die Spanier herfielen. Sie waren in eine Art von mit Wolle ausgestopften Panzern gekleidet, und hatten hölzerne Säbel mit Schneiden von Feuerstein, Spieße, Bogen, Pfeile, Schleudern und Schilder. Ihre Köpfe hatten sie mit Federn geschmückt, und ihre Gesichter mit verschiednerley Farben bemahlet. Auf den ersten Schuß drangen sie kühn auf die Spanier vor, als diese aber mit Feuergewehr auf sie schossen, deren Wirkung die Indianer bisher noch nicht gekannt hatten, so geriethen sie in Unordnung, und flohen mit Verlust von einigen Mann zurück. In diesem Gefecht wurden zwey Jünglinge zu Gefangenen gemacht, die sich nachher taufen ließen, und die Nahmen Julian und Melchior bekamen.

Ungeachtet nun die Spanier auf eine so verrätherische Weise hier behandelt worden waren, so hatten sie doch eine ungemeine Freude, ein Volk gefunden zu haben, welches doch einige Zeichen von Bildung verrieth, und in den nützlichen Künsten wenigstens so viel gethan hatte, daß es sich Häuser von Lehm und Steinen bauen konnte.

Sie fuhren nunmehro funfzehn Tage lang längs der Küste hin, und liefen endlich in eine Bay ein, Campeche genannt, um dort frisches Wasser einzunehmen. Sie waren, nachdem sie ihre Tonnen gefüllt hatten, eben im Begriffe, auf ihre Schiffe zurückzugehen, als ein Trupp von ohngefähr funfzig Indianern ihnen entgegen kam, und sie fragte: ob sie vom Aufgange der Sonne kämen? und sie dann in einige von Stein gebaute Tempel führte, worin verschiedene ungestaltete Gö-

tzen mit frischem Blute bespritzt aufgestellt waren. Aus einem dieser Tempel kamen zwey Männer in weissen Mänteln und mit langen in Zöpfe geflochtenen schwarzen Haaren daher, die trugen irdene Feuergefäße in der Hand, in welche sie wohlriechendes Harz warfen, die Spanier damit beräucherten, und ihnen bey Todesstrafe gebothen, das Land sogleich zu verlassen.

Von da segelten sie weiter, gingen noch sechs Tage lang längs der Küste hin, und landeten abermahls, um frisches Wasser einzunehmen, in der Nachbarschaft einer Stadt, Nahmens Potanchan. Aus dieser Stadt kam ihnen ein Trupp bewaffneter Indianer entgegen, die sich jedoch beym Anbruche der Nacht wieder entfernten. Da das die Spanier sahen, blieben sie die Nacht über unbesorgt am Lande, fanden sich aber am Morgen, zu ihrem nicht geringen Schrecken, von einer ganzen Armee Indianer umgeben. In dieser verzweifelten Lage war nun weiter nichts zu thun, als daß sie das Aeußerste zu wagen sich entschlossen. Sobald es Tag ward, machten die Indianer einen Angriff mit einem Regen von Pfeilen, Wurfspießen und Steinen, wodurch gegen achtzig Spanier, und unter diesen Cordova, verwundet wurden; sie beschlossen daher, da sie sich von allen Seiten umringt und es unmöglich fanden, einem so zahlreichen Feinde zu widerstehen, sich durch die Indianer nach den Booten zu durchzuhauen. Das thaten sie, und die Indianer verfolgten sie mit fürchterlichem Geschrey bis ins Wasser. In diesem mörderischen Gefecht wurden sieben und vierzig Spanier getödtet, und alle, bis auf einen Einzigen, verwundet. Da es nach diesem unglücklichen Ausgange an Bemannung der Schiffe fehl-

te, so wurde eins derselben verbrannt, und die übrigen segelten nach Cuba zurück.

Bey diesem letzten Gefechte nun waren die Spanier genöthigt gewesen, ihre Wassertonnen am Ufer zurückzulassen, und der Wassermangel fing jetzt an sehr drückend zu werden. Man setzte die Gesundesten der Mannschaft mit ihren Gefäßen ans Land, allein alles Wasser, das sie fanden, war salzigt und nicht trinkbar, sie mußten daher nach Florida segeln. Dort landeten sie bey einem kleinen Meerbusen und gemachten Graben, und fanden reines gesundes Wasser. Indem sie aber so beschäftigt waren, Linnen zum Verbande der Verwundeten zu waschen, und so viel Wasser, als der Vorrath der Gefäße es erlaubte, zu schöpfen, ward auf einmahl ein Zeichen gegeben, daß die Indianer im Anmarsch wären. Das war auch nur zu wahr, denn eine nicht geringe Anzahl Canoen kam jetzt den Meerbusen herab, und eine Menge bewaffneter mit Thierfellen bekleideter Indianer begrüßte die Spanier mit Pfeilen, und verwundete sechs derselben; doch da die Spanier mit Feuergewehren und Rüstungen unter sie schossen, so flohen sie in ihre Canoen zurück, und die Spanier konnten dießmahl ruhig auf ihre Schiffe zurückkehren. Nachdem sie nun Durst, so viel nur ein Mensch ertragen kann, und tausenderley Gefahren ausgestanden hatten, erreichten sie endlich Havannah, von wo aus Cordova einen Bericht seines unglücklichen Erfolgs an den Gouverneur Velasquez sandte, und wenige Tage darauf an seinen Wunden starb.

Der Bericht der gemachten Entdeckungen war dem Velasquez so angenehm, daß er sich entschloß, seine Unternehmungen unter einem Volke, das ge-

wissermaßen gebildet zu seyn schien, und folglich auch reicher, als irgend eine Nation des bis jetzt entdeckten festen Landes, seyn mußte, fortzusetzen. Mehrere der vornehmsten Personen seines Gouvernements befeuerten seinen Entschluß, und er ließ drey Schiffe nebst einer Brigantine mit möglichster Eile ausrüsten.

Don Juan Grijalva wurde zum Commodore dieses kleinen Geschwaders ernannt, mit dem Auftrage, auf Entdeckungen auszusegeln, jedoch nirgends eine Kolonie anzusetzen. Er ging daher am 8. May 1518 von Cuba aus unter Segel, besuchte die Küste von Florida, entdeckte die Insel Cozumel, und fuhr längs dem festen Lande hin nach der Stadt Potanchan. Die Indianer, beherzt durch ihren vorigen Sieg gegen Cordova, griffen sogleich zu den Waffen, wurden aber bald geschlagen; die Spanier nahmen ihre Stadt ein, fanden aber nur drey Personen darin, die sie freundschaftlich behandelten, und ihnen die Freyheit gaben, zu ihren übrigen Landsleuten zu gehen.

So fuhren sie immer weiter und weiter, und lagen des Nachts jedesmahl stille, bis sie zuletzt an einen breiten Fluß kamen, dessen Wasser so flach war, daß es kein Schiff von bedeutender Schwere tragen konnte. Diesen Fluß nannten die Spanier Rio de Grijalva, setzten einige Bothe aus, und fuhren Stromaufwärts, wo sie bald bemerkten, das funfzig Canoen voll bewaffneter Indianer auf jede ihrer Bewegungen Achtung gaben. Beyde Partheyen schienen sich vor einander zu fürchten, und die Spanier sandten endlich die beyden getauften Indianer, Julian und Melchior, ab, um den Indianern zu sagen, daß sie blos gekommen wären, um Geschäfte zu machen, die für beyde Par-

teyen vortheilhaft seyn würden. Hierauf kamen einige Indianer näher, und man ließ ihnen durch die beyden Dollmetscher bekannt machen, daß die Spanier Unterthanen eines großen Königs wären, der über große Fürsten zu gebiethen hätte, daß es für sie sehr vortheilhaft seyn würde, wenn sie sich unter den Schutz desselben begäben, und mittlerweile sie, seine Unterthanen, mit Lebensmitteln versähen. Darauf gaben ihnen die Indianer die sehr kluge und wahre Antwort: mit Lebensmitteln wollten sie sie zwar wohl versehen, allein, da sie selbst einen König aus ihren eignen Landsleuten hätten, so sähen sie nicht ein, welches Recht Fremde haben könnten, ihnen einen andern fremden König aufzubringen. Sie warnten sie zugleich, eine Nation, die vier und zwanzig tausend bewaffnete Mannschaft hätte, ja nicht gegen sich aufzubringen, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie nicht so leicht zu Paaren getrieben werden würden, als die Einwohner von Potanchan. Zuletzt bemerkten sie noch, daß sie ihren Befehlshabern, die so eben versammelt wären, um über Krieg und Frieden zu entscheiden, alles, was sie gehört, getreu berichten wollten. Der Commodore machte ihnen hierauf einige Geschenke und sagte ihnen, sie möchten bald mit einer Antwort zurückkehren, weil er sonst genöthigt sey, wiewohl ohne feindselige Absichten, in ihre Stadt einzukehren.

Als nun diese Abgeordneten die Nachricht der Spanier überbracht hatten, mochte es den Befehlshabern der Indianer doch wohl rathsamer scheinen, Friede zu halten, als sich in Feindseligkeiten einzulassen. Sie schickten daher eine Menge Volks mit Fischen, Federvieh, Brot und Früchten zu den Schiffen, und die Ueberbringer legten, nachdem sie sich ihrer Last ent-

ledigt hatten, Matten auf die Erde, auf denen sie schöne von Federn gemachte Arbeiten zum Verkaufe feilbothen. Zugleich sagten sie den Spaniern, daß morgen ihr König die Schiffe selbst besuchen werde.

Am folgenden Tage erschien auch wirklich der Cacique, begleitet von einer Menge unbewaffneter Indianer, und ging ohne den mindesten Anschein von Besorgniß zu geben, an Bord des Commodoreschiffs. Grijalva, ein sehr feiner junger Mann, der ein weites Kleid von karmoisinrothem Sammt, eine Mütze von demselben Stoff und mehrere reiche Kleidungsstücke trug, nahm den Caciquen mit Ehrfurcht auf, beyde setzten sich, und es begann durch Hülfe verschiedener Dollmetscher eine Konverenz. Einige Zeit darauf stand der Cacique auf, und ließ einen Kasten herbeybringen, nahm einige Goldplatten und einige Bretter mit goldnen Beschlägen zu Waffen, probirte sie verschiedenen Stücken von Grijalva's Waffen an, und versah ihn so nach und nach mit einer ganz vollkommenen goldnen Rüstung; zugleich machte er ihm ein Geschenk von Federn und Gold.

Hierauf zog der Commodore dem Caciquen ein sehr feines Hemd und sein eignes carmoisinrothsammtnes Kleid an, gab ihm ein Paar neue Schuhe, einige Schnuren Glasperlen, und andere dergleichen Kleinigkeiten, die in den Augen der Indianer einen großen Werth hatten; dann wurden die Begleiter der Caciquen vorgelassen, und auch diese erhielten Geschenke von demselbigen Werthe.

Allein diese reiche Waffenrüstung, die Grijalva zum Geschenk bekommen hatte, und die nicht weniger als dreytausend Stück von Achten werth war, reitzte die Goldgier der Spanier, und sie

hätten lieber in einem Lande, das so viele Reichthümer hervorbrachte, sich sogleich angepflanzt, wenn nicht der Commodore, der die Eingebohrnen durch einen längern Aufenthalt schlechterdings nicht kränken wollte, sogleich wieder aufgebrochen wäre. Er segelte daher vorwärts und kam bey einer Stadt, Nahmens Agualunco, deren Einwohner Schilder von Schildpatt trugen, welche die Spanier durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen in der Entfernung für Gold hielten.

Von hier segelten sie weiter, und kamen an mehrere breite Flüsse. An den Ufern eines dieser Flüsse sahen sie Indianer, welche weiße Tücher an große Stangen gebunden hatten, sie hin und her bewegten, und dadurch die Spanier zur Landung einladen zu wollen schienen. Es wurden daher ein Offizier nebst einigen Soldaten mit Feuergewehr ans Land gesetzt, um Nachricht zu geben, ob die Einwohner etwa feindselige Absichten hätten.

Die Spanier befanden sich nunmehro wirklich innerhalb der Gränzen des mächtigen Königreichs Mexiko, dessen damahliger Beherrscher, Montezuma, bereits von den Ausfällen der Spanier und ihrer Begierde, Länder, wozu sie kein Recht hatten, auszukundschaften, benachrichtigt, und daher argwöhnisch und wachsam war. Dieser Montezume hatte bereits den Gouverneurs seiner Provinzen Befehl ertheilt, diese Fremden mit Höflichkeit aufzunehmen, jedoch ein wachsames Auge auf sie zu haben, die Absichten ihrer Ankunft zu erfahren zu suchen, und ihm über alles dieses genauen Bericht abzustatten.

Es waren daher, zufolge dieses Befehls, die Spanier kaum angekommen, als die Indianer ihnen schon entgegen eilten, ihnen Geflügel, Brot

und Früchte brachten, und sie mit Copal beräucherten. Das meldete, Montejo, der spanische Offizier, sogleich seinem Commodore, und dieser ließ die Schiffe näher segeln und seine Mannschaft ans Land setzen. Grijalva wurde mit vieler Achtung empfangen, und ein Handel mit den Indianern eröffnet, so daß die Spanier innerhalb sechs Tagen einen Handel von funfzehntausend Stück von Achten gemacht hatten.

Der Commodore machte hierauf den vornehmsten Personen einige unbedeutende Geschenke, nahm im Nahmen des Königs von Spanien Besitz von diesem Lande, segelte dann weiter vor mehreren Inseln vorbey, und landete zuletzt an einer derselben, auf der er einen Tempel erblickte. Er besuchte diesen Tempel, und fand, außer verschiedenen Götzen, hier vier in schwarze Talaren gekleidete Priester, die gerade an diesem Tage zwey Knaben, die mit ausgerissenem Herzen noch dahingen, geopfert hatten; und selbst die blutgierigsten Spanier bebten vor diesem unmenschlichen Anblicke zurück.

Grijalva hielt sich auf dieser Insel noch einige Tage lang auf, und fand es rathsam, Alverado, einen seiner Offiziere, mit Nachrichten von seinen Entdeckungen, und mit all' den Sachen von Werth, die er von den Indianern erhalten hatte, an Velasquez abzuschicken. Allein Velasquez erhielt durch die Ränke des Alverado, der darauf ausging, in diesen neu entdeckten Ländern eine Kolonie anzupflanzen, eine ungünstige Meinung von Grijalva.

Grijalva segelte mittlerweile längs der Küste hin, und kam an die Mündung des Flusses Tarala, den er San Antonio nannte. Hier ließ er sein Schiff kalfatern, und fing mit den Einwohnern ei-

nen Goldhandel an. Viele von ihnen brachten eine Menge glänzende kupferne Aexte, die die Spanier für Gold hielten, und sechshundert Stück davon kauften, mit welchem Handel die Indianer sowohl zufrieden waren, daß sie mit Vergnügen ihren ganzen Vorrath hingegeben haben würden. So fiel der Geiz der Spanier auf einmahl in die sich selbst gelegte Falle.

Von hier aus nun ging Grijalva geraden Wegs nach Cuba, und landete in fünf und vierzig Tagen glücklich, und noch außer dem, was er bereits durch Alverado vorausgeschickt hatte, mit einer Menge Gold, im Hafen von Melancas.

Dort erhielt er einen Brief von Velasquez, der ihm befahl, sogleich nach St. Jago zurückzukehren, wo eine andere Expedition eben ausgerüstet werden sollte. Grijalva kehrte zurück nach St. Jago, und ward vom Velasquez auf eine seinen treuen Diensten und seinen Verdiensten sehr unangemessene Art aufgenommen, man überging ihn, und übergab dem Fernando Cortez das Kommando dieser neuen Unternehmung.

Eroberung von Mexiko

durch

Fernando Cortez.

Wir haben jetzt den Verfolg der Entdeckungen der Spanier, und zwar zuerst die der Inseln, und dann die des festen Landes von Amerika, erzählt; allein es lag eben so wenig in unserm Plane, uns weitläuftig auf die Geschichte jeder kleinern Pflanzung und der unbedeutenden Entdeckungen einzulassen, als es darin liegt, genau aufzuzeichnen, wie Schritt vor Schritt die vorzüglichsten Nationen Europens Länder unter sich vertheilten, zu denen sie gar kein Recht hatten, und die sie gemeiniglich plünderten und mit unerhörter Grausamkeit und Barbarey entvölkerten.

Indessen enthält die Eroberung von Mexiko und Peru so viel Außerordentliches, daß Jedermann auf die Erzählung derselben aufmerksam seyn muß. Es ist zwar wahr, daß die Geschichte dieser Eroberungen die Europäer als Menschen von außerordentlichem Muthe, Fähigkeiten und Kenntnissen schildert, allein, eben so wahr ist es auch, daß die vorzüglichsten Personen, die in dieser Geschichte erscheinen, in Rücksicht ihrer moralischen

Grund-

Grundsätze und ihres unmenschlichen Verfahrens, ein Abschaum der Menschheit waren. Vergebens rühmen sich Nationen Europens einer höhern Ausbildung; vergebens behaupten sie, eine unverfälschte Religion, ein reines Moralsystem zu haben, so lange es noch kein unangenehmes Gefühl in ihnen erregt, den unwissenden Wilden zu ihrem Sclaven zu machen, ihm sein mütterliches Land zu nehmen, und sein Vermögen an sich zu reissen. Schon die Grausamkeiten der Hunnen und Vandalen verdienen den Fluch und den Abscheu fühlender Menschen, und doch ließen sich alle jene Grausamkeiten durch Unwissenheit der Völker, die sie begingen, minder strafbar beurtheilen; wenn wir aber die Handlungen aufgeklärter Nationen mit vorurtheilsfreyen Augen im reinen Spiegel der Wahrheit betrachten, so müssen wir mit gerechtem Unwillen behaupten, daß solche Nationen, die ihre höheren Kenntnisse nur dazu benutzen, um systematischer plündern, peinigen und morden zu können, weder Milderung noch Entschuldigung ihrer Abscheulichkeiten verdienen. Jedoch wir kehren zurück.

Nachdem man wirklich beschlossen hatte, eine neue Fahrt nach dem festen Lande von Amerika zu veranstalten, um die gegenwärtige Lage der Dinge zu benutzen, und um die Seefahrer, sammt denen, die sie aussandten, mit Golde zu bereichern, so ernannte man Fernando Cortez zum Commodore dieses Geschwaders.

Dieser ebengenannte Fernando Cortez war zu Metelin, einer Stadt in Estremadura in Spanien, geboren, und zum Soldaten erzogen worden. Schon 1504 wünschte er sein Glück in Westindien zu machen, und segelte in dieser Absicht mit Em-

pfehlungsschreiben an seinen Verwandten, Don Nicolas de Obando, damahls Gouverneur von Espannola, ab. Obando nahm ihn auch mit aller Freundschaft und Herzlichkeit auf, und behielt ihn bey sich; allein des Cortez Hang zum Kriegshandwerk ließ ihm keine Ruhe, und er trieb es, da Espannola damahls mit keinem Feinde zu thun hatte, so lange, bis er Erlaubniß erhielt, nach Cuba zu gehen, wo die Feindseligkeiten gegen die Indianer ohne Aufhören fortdauerten. Dort zeichnete er sich als tapfrer Soldat und als guter Anführer aus, und ward nachher zum Oberrichter oder Alcade auf St. Jago ernannt. Diese Stelle bekleidete er eben damahls, als man den Plan zu einer Expedition auf das feste Land machte, und da er ohnehin in Blute lebte und webte, so glaubte man Niemanden zu finden, der zu einer solchen Unternehmung mehr geschaffen wäre als er.

Nachdem man ihn nun zum Oberadmiral der Flotte und zum Befehlshaber aller der Länder, die er entdecken und unter spanische Bothmäßigkeit bringen würde, ernannt hatte, ging er am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, deren keins über hundert Lasten trug, unter Segel. Seine ganze Mannschaft bestand aus sechshundert Personen; überdieß hatte er achtzehn Pferde und eine kleine Anzahl Feldstücke.

Wir übergehen seine ganze Fahrt und Begebenheiten seiner Reise, und treffen ihn nur erst an der Küste von Mexiko wieder, wo er mit einer Handvoll Leute, die kaum im Stande war, eine einzige Stadt einzunehmen, oder einen gefährlichen Posten zu behaupten, sich erdreustete, ein Reich von so ungeheurem Umfange und so mäch-

tig, zu erobern; ein Reich, das unerschöpflich war an innern Vorräthen, das von Millionen ohnehin von Natur zum Kriege geneigten Indianern bewohnt, und von einem Montezuma beherrscht wurden, dessen fürchterliche Hand die benachbarten Nationen fühlten, und dessen Regierungskunst ganz und gar nicht zu verachten war.

Wäre diese Expedition in ganz frühen Zeiten geschehen, so würde man sie in Rücksicht all' der wunderbaren und fabelhaft scheinenden Ereignisse mit der Fahrt der Argonauten und mit den Arbeiten des Herkules in eine Reihe stellen können; denn nie war wohl durch so unwahrscheinliche Mittel so vieles erreicht worden, als dießmahl. Das mexikanische Reich hatte bereits mehrere Jahrhunderte hindurch bestanden, die ganze Nation war ziemlich kultivirt, und von Barbarey ganz entfernt; die Menschen waren nicht unwissend, und in gewissem Grade sogar gelehrt. Sie kannten, z. B. gleich den alten Egyptiern, die wegen der Sternkunde so sehr berühmt sind, bestimmt die jährliche Wiederkehr der Sonne mit einer Genauigkeit, die von einem Volke, das nicht die geringste Kenntniß der Buchstabenschrift hatte, zu bewundern war, und sie bestimmten den Zeitraum eines Jahres fast auf 365 Tage. Ihre vorzügliche Kenntniß des Kriegswesens, und ihre Tapferkeit, verbreitete selbst in die entferntesten Gegenden des festen Landes Verwunderung und Schrecken, und ihre Konstitution, die auf den allein sichern Grund und reiner Religiösität und Gesetzlichkeit gebaut war, schien durch keine Zeitverhältnisse gestört werden zu können. Ihre Städte waren unverkennbare Beweise einer edeln Baukunst, und ihre Verzierungen zeugten von überall herrschendem Ueberflusse. Und doch

konnten alle jene mit einander vereinigten Vorzüge Mexiko nicht vor der ungleich stärkern Tapferkeit der Spanier und von seinem Untergange retten.

Cortez fand auf seiner ganzen Fahrt längs der Küste nur einen schwachen und muthlosen Widerstand der Indianer. Alle schienen bey dem Anblick der Spanier furchtsam, und hielten sie für Menschen einer höhern Gattung, und von unüberwindlicher Stärke. Die kriegerischen Thiere, auf denen die spanischen Offiziere saßen, zerstreuten schon durch ihr Erscheinen die Indianer; der künstliche Donner, der durch ihre Hände entstand, und den man für übernatürlich hielt; die hölzernen Gebäude, die diese Fremdlinge weit über den Ocean aus entfernten Ländern, von denen die Bewohner der neuen Welt nichts wußten, gebracht hatten, überraschten sie mit solcher Furcht und Schrecken, daß, ehe sie sich noch von diesem Schrecken erhohlen konnten, es bereits zu spät war, dem künftigen Unglück zuvorzukommen.

Wohin die Spanier nur vordrangen, da schonten sie weder Weiber noch Kinder und Greise, weder heilige noch profane Gegenstände. Zuletzt entschlossen sich noch die Einwohner von Flascala und einige am Gestade des Meeres wohnende Provinzen im höchsten Gedränge der Verzweiflung, weil es eben so unmöglich war, sie durch List als durch Gewalt zurückzudrängen, ihre Mannschaft mit der ihrer unüberwindlichen (denn dafür hielten sie sie) Feinde zu vereinigen, und mit ihnen ein Bündniß einzugehen. Entstehen aber in einem Lande nur einmahl Spaltungen, so ist der Untergang desselben gewiß schon entschieden; die, welche den Feind unterstützen, und die, welche sich

ihm widersetzten, gerathen nur zu bald in eine und ebendieselbe Gefahr und Verlegenheit.

Cortez war indeß durch diese Truppenverstärkung so beherzt gemacht, daß er gerade auf Mexiko losmarschirte. Unterwegs entdeckte er einen Vulcan von Schwefel und Salpeter, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, Schießpulver zu machen. Das war ein für ihn über alle Erwartung glücklicher Umstand. Montezuma hörte von seiner Ankunft, und wußte nicht was er thun sollte; auch hatte er nicht das Herz, sich ihm geradezu zu widersetzen, obgleich die spanischen Schriftsteller, vielleicht um ihre Unternehmungen desto wichtiger zu machen, sagen, daß Montezuma über dreyßig Fürsten herrschte, deren jeder hunderttausend Mann ins Feld zu stellen fähig war.

Ein Monarch, der in seinem eignen Lande so ungemein furchtbar war, durfte es jetzt nicht wagen, sich einer Handvoll Spanier, die von einer geringen Anzahl Eingeborner, deren Anhänglichkeit sie beym ersten unglücklichen Erfolge auf die Gegenseite geschlagen hätte, unterstützt waren; zu widersetzen; so waren die Bewohner beyder Welten an Muth von einander unterschieden, oder, so stark war die Furcht vor den überall siegenden Spaniern, deren Ruf mit Blitzesschnelle vor ihnen her ging.

Montezuma sandte, nach einigen schwachen Versuchen, den nahen Sturm abzuwenden, dem Cortez ein reiches Geschenk von Gold entgegen; allein das diente nur noch mehr dazu, des Spaniers Geiz zu vermehren, und ihn noch begieriger zu machen, Montezuma's Schätze ganz allein zu besitzen.

Jetzt sank Montezuma's Muth von Tage zu

Tage, und er fing nun an seine Zuflucht zur Frömmigkeit zu nehmen. Er ging aus einem Tempel in den andern; er ließ die Menschenopfer verdoppeln, und zuletzt ließ er seine Zauberer zusammen berufen, und befahl ihnen bey Todesstrafe, die Spanier, durch ihre Zauberkünste, entweder kraftlos zu machen, oder sie zu überwinden. Hierauf brach eine beträchtliche Menge dieser Zauberer auf, verrichtete ihre Beschwörungen, kehrte aber, da alles nichts helfen wollte, zurück, und berichtete dem Montezuma, daß im Rathe des Schicksals sein Untergang beschlossen, und die Auflösung seines Reiches nahe sey.

Durch diese Nachricht ward der abergläubische Montezuma zu Boden gedonnert. Endlich, als er wieder sprechen konnte, erhob er seine Stimme und sprach: „wenn uns denn nun einmahl unsre „Götter verlassen wollen, so laßt die Fremden kom„men. Es würde doch mindestens schädlich seyn, „in Unglücksfällen zu verzagen und zu fliehen. Ich „bedaure," fügte er hinzu, „nur die Greise, Wei„ber und Kinder, die zu schwach sind, um sich „selbst vertheidigen zu können."

Von diesem Augenblicke an gab er Alles für verlohren, und bereitete sich zum Empfange der Spanier. Cortez ging indeß gerade vorwärts. Auf diesem Marsche besuchte ihn einer von Montezuma's Enkeln, ein wohlgebildeter junger Mann, den seine Bedienten auf einem mit mancherley bunten Federn gezierten Sessel auf den Schultern trugen. Sobald er von seinem Sessel herabgestiegen war, fegten seine Bedienten den Boden, und traten in einen Kreis vor ihm hin. Cortez ging ihm hierauf an das Thor seiner Wohnung entgegen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung, die der

Fürst durch Berührung der Erde, und dann seiner Lippen mit der Hand erwiederte. Hierauf setzte er sich nieder und bewillkommte Cortez und seine Offiziere mit einem freundlichen Blicke. Er kam, unter andern Gegenständen der Unterhaltung, auch endlich auf Montezuma zu sprechen, lobte seine friedlichen Gesinnungen, vergaß aber auch nicht, zugleich alle die Beschwerlichkeiten herzurechnen, die Cortez auf seinem Wege nach Mexiko zu ertragen haben würde, weil die letzte Aernte so trocken ausgefallen wäre, daß Fremde unmöglich Lebensmittel finden könnten, da selbst die Einwohner daran Mangel litten. Hierauf machte ihm Cortez ein Geschenk von einigen unächten Steinen; worüber der Fürst eine sehr große Freude hatte, und nun sogleich wieder fortging, um von dem Erfolge seiner Gesandschaft Bericht abzustatten.

Die Spanier marschirten indeß, mit der ihnen gewöhnlichen Vorsicht und Ordnung, vorwärts, gingen durch einige der schönsten Städte des Reichs, und erblickten zuletzt Mexiko, das sich, durch die Höhe seiner Thürme, und durch die Größe und Zahl seiner Gebäude, vor allen übrigen auszeichnete. Schon auf halben Wege kamen ihnen gegen viertausend Vornehme und Beamte der Stadt entgegen, empfingen sie, und gingen sodann dem Zuge der Spanier voran. In einer kleinen Entfernung von der Stadt war der Damm über den See, worein die Stadt gebaut war, durch eine von Stein errichtete Bastey abgeschnitten, und Thore, Zugbrücken, nebst einer zweyten Schanze, deckten den Eingang zur Stadt. Sobald die vornehmen Mexikaner jenseit der Brücke waren, formirten sie eine Gasse, um die Spanier durchmarschiren zu lassen. Hier nun öffnete sich den Augen der An-

kömmlinge eine der schönsten Straßen, deren Häuser auf beyden Seiten ganz ähnlich gebaut waren; und in den Fenstern und auf den platten Dächern der Häuser erblickte man eine Menge neugieriger Zuschauer. Auf den Straßen hingegen war alles leer, denn der Kaiser hatte ausdrücklich befohlen, daß Niemand sich auf den Straßen sollte blicken lassen, weil er, um dem Cortez alle nur mögliche Ehre zu erzeigen, ihm in eigner Person entgegen kommen und ihm empfangen wollte.

Gleich beym Eintritt in die Stadt kam den Spaniern der erste, aus zweyhundert reich und sämmtlich gleich gekleideten Vornehmen bestehende Zug entgegen. So wie sie an die Spanier heran waren, senkten sie die Augen zur Erde, und marschierten von beyden Seiten ab. Auf diesen folgte ein zweyter noch kostbarer gekleideter Zug, in dessen Mitte Montezuma selbst, auf einem Sessel von polirtem Golde mit bunten Federn, von seinen Günstlingen getragen, erschien. Vier Personen hielten über seinen Kopf einen Traghimmel von grünen Federn mit Silber durchwebt. Unmittelbar vor ihm her gingen drey Offiziere mit goldnen Stäben, die sie jezuweilen zum Zeichen, daß der Kaiser sich nähere, und jedermann auf die Erde fallen und sein Angesicht bedecken möchte, in die Höhe hoben.

In einiger Entfernung stieg Cortez vom Pferde, Montezuma stieg ebenfalls von seinem Tragsessel herab, und ging jenem auf Teppichen, womit die Straße belegt war, entgegen. Sein Schritt war langsam und feyerlich, und er stützte sich auf zwey seiner Vettern, deren jeder Regent weitläuftiger Provinzen war. Er mochte ohngefähr vierzig Jahr alt seyn, war mittlerer Statur, und sah

wohl aus, doch war sein Bau mehr zart als fest und dauerhaft. Er hatte eine Habichtsnase, lebhafte Augen, kurze Haare, eine für einen Mexikaner wirklich schöne Gesichtsfarbe, und einem Nachdenken verrathenden aber majestätischen Blick. Auf seinem Haupte trug er eine goldne Mütze, die fast die Gestalt einer Bischofsmütze hatte, und von seinen Schultern floß ein Mantel von feinem Muslin mit Gold, Perlen und kostbaren Steinen bedeckt, nachläßig herab, seine Schuhe glichen den römischen Sandalen, und hatten Solen von Gold.

Cortez ging eilig auf ihn zu, und machte ihm eine tiefe Verbeugung, welche Montezuma auf die vorhin beschriebene landesübliche Art erwiederte. Darüber verwunderten sich die Mexikaner ausserordentlich, denn keiner ihrer vorhergehenden Kaiser hatte sich noch jemahls so herabgelassen. Cortez trug um seinen Hals eine Schnur von Glasperlen, die auf Demantart und wie Schmaragden gearbeitet waren; diese Schnur hatte er zum Geschenk bey seiner ersten Audienz bestimmt, und diese nahm er jetzt ab, und hieng sie um den Hals des Montezuma. Die beyden Fürsten, die den Kaiser führten, zeigten mit einer Art von Unwillen, daß es unschicklich und gesetzwidrig sey, sich dem Kaiser so sehr zu nähern; allein Montezuma widerlegte sie, und beugte den Cortez seinen Kopf entgegen, zum Beweise, daß er sein Geschenk annehme. Cortez erhielt dagegen von ihm eine kostbare Halskette von scharlachrothen Muchelschalen und Gold. Hierauf hielt Letzterer eine kurze Anrede an den Montezuma; dieser erwiederte sie auf gleiche Art, und so endete sich die erste Zusammenkunft, wovon wir jeden kleinen Umstand zu erwähnen nicht für unschicklich hielten.

Der Tag, an dem Cortez in die Stadt Mexiko einrückte, war der 8. November 1519. Montezuma hatte für die Fremden einen Pallast eingeräumt, den einst sein Vater erbaut hatte, und der groß genug war, die ganze spanische Armee zu fassen. Dieser Pallast war von Steinen gebaut, und auf allen Seiten befanden sich Thürme. In vielen von den Zimmern befanden sich baumwollene Tapeten und Dekorazionen von bunten Federn. Die Stühle waren aus viereckigten Holzblöcken gearbeitet, und die Bettstellen mit Umhängen versehen. Die Betten selbst und die Hauptkissen bestanden aus Matten von Palmzweigen.

Sobald Cortez seine Wachen ausgestellt und das Geschütz vor dem Thore des Pallastes aufgepflanzt hatte, fand er ein für ihn und seine Offiziere zubereitetes köstliches Mahl, und hinlängliche Lebensmittel für seine gesammte Mannschaft, nebst einer Menge mexikanischer Bedienten, die in tiefstem Stillschweigen ihre Dienste verrichteten.

Am Abende erschien der Kaiser selbst auf die obenbeschriebene Art begleitet. Cortez ging ihm bis an den Haupteingang entgegen, und beyde verfügten sich dann auf Cortez Zimmer, wo der Kaiser sich niederließ, dem Cortez einen Stuhl zu bringen befahl, und in folgendermassen anredete:

„Bevor Sie, verdienstvoller Herr General,
„die besondern Umstände und Veranlassungen ih-
„rer Sendung erzählen, lassen Sie uns beyde die
„Vorurtheile, die wir Einer gegen den Andern
„haben, und die bloß von falschen Darstellungen,
„wie sie gewöhnlich die gemeine Sage veranlaßt,
„herrühren, beseitigen. Sie werden auf ihren
„Reisen in manchen Gegenden gehört haben, ich
„sey ein Gott, meine Gewalt sey unüberwindlich,

„und meine Reichthümer unerschöpflich, meine Pal-
„läste seyen mit Gold bedeckt, und die Erde beu-
„ge sich unter der Last meiner Schätze. An an-
„dern Orten wird man ihnen wieder gesagt haben,
„ich sey ein Tyrann, stolz, grausam, und unge-
„recht. Beyde Nachrichten sind Unwahrheit. Die-
„ser Arm von Fleisch und Blut zeugt, daß ich
„ein Sterblicher bin, und an diesen Mauern und
„Dächern sehen Sie selbst, daß meine Paläste nicht
„mit Gold bedeckt sind. Aus der Unrichtigkeit
„jener Sagen, die Sie jetzt durch den Augenschein
„widerlegt finden, können Sie leicht schließen, daß
„es mit der gehässigen Darstellung meines Cha-
„rakters, von Seiten meiner Feinde, dasselbe Be-
„wandniß habe."

„Eben so haben aber auch wir verschiedene
„widersprechende Nachrichten von Ihnen gehört.
„Einige sagen, Sie wären Götter, die den Don-
„ner in ihrer Gewalt hätten, die die Elemente
„bezwängen, und die wilden Thiere der Wälder
„ihren Befehlen gehorsam machten. Andre haben
„von Ihnen behauptet, Sie wären stolz, rachsüch-
„tig, wollüstig, und besäßen eine unersättliche Be-
„gierde nach Gold. Allein ich sehe nunmehro, daß
„ich durch diese so verschieden lautenden Nachrich-
„ten hintergangen worden bin. Sie sind Men-
„schen, wie wir Uebrigen, und bloß durch ver-
„schiedene Eigenthümlichkeiten Ihres Landes von
„uns verschieden. Die wilden Thiere, die Ihnen
„willig gehorchen, sind nichts anders als eine Art
„von großen Hirschen, die man zu dergleichen Ge-
„brauche nach und nach abrichtet. Ihre Blitz und
„Donner erregenden Waffen sind, wie ich sehe,
„Stücken von Metall, deren Wirkung von zusam-
„mengepreßter und sich schnell ausdehnender Luft

„entsteht, wie bey unsern Sarbacanen, oder Blas-
„röhren; und Feuer, Schall und Rauch sind wahr-
„scheinlich nichts weiter, als ein Blendwerk, das
„Ihre Zauberer hervorbringen. Mit einem Wor-
„te: wir glauben, daß der große Fürst, dem Sie
„unterthänig sind, vom Quezalcoal, König der
„sieben Höhlen des Navallaques und rechtmäßi-
„gen Beherrscher der sieben Nationen herstamme,
„die das mexikanische Reich gründeten. Denn
„aus mündlichen, viele Menschenalter hindurch bis
„zu uns gekommenen Ueberlieferungen, wissen wir,
„daß Quezalcoal unsere Länder verließ, um neue
„Gegenden in Osten zu besiegen, und daß er uns
„versprach, es sollten in der Folge, welche von
„seinen Abkömmlingen zurückkehren, um unsre Ge-
„setze umzuschaffen, und um unsre Regierungsform
„zu verbessern. Wir haben daher bereits beschlos-
„sen, daß zu Ehren dieses Fürsten, der ein Ab-
„kömmling eines uns so achtungswerthen Ahnherrn
„ist, alles nur mögliche gethan werden soll."

Cortez erwiederte hierauf: „Sie haben Recht
„mein Kaiser, wir haben, was Ihrem Charakter
„betrifft, viele sich widersprechende Dinge gehört,
„die Einen erhuben Sie bis zum Gott, und die
„Andern konnten uns Sie nicht niedrig genug schil-
„dern. Allein da wir Spanier Verstand genug
„besitzen, um die Gründe solcher verschiedenartigen
„Sagen einsehen zu können, so glaubten wir
„weder denen, die Sie lobten, noch auch Ihren
„Feinden, sondern kamen zu Ihnen Selbst mit der
„vollen Ueberzeugung, daß Sie ein eben so großer
„als gerechter Fürst sind. Sie bemerkten vorhin
„sehr richtig, daß wir Sterbliche sind, wie Sie;
„allein wir haben mehr Erfahrung und Kennt-
„nisse, und sind daher mächtiger als Ihre Vasal-

„len. Unsre Thiere sind keine Hirsche, sondern „Thiere einer weit edlern Art, die den Krieg lie„ben, und die beynahe sich eine Ehre daraus zu „machen scheinen, den Ruhm ihres Herrn befördern „zu helfen; und unsre Waffen sind durch mensch„lichen Fleiß, ohne Beyhülfe irgend einer Zaube„rey, die wir von ganzem Herzen verabscheuen, „erfunden. Ich komme zu Ew. Majestät, als Ab„gesandter des mächtigsten Beherrschers, auf den „die Sonne, bey ihrem ersten Erwachen, ihre „Strahlen niederläßt. Er wünscht Ihr Freund „und Ihr Bundesgenosse zu seyn, und, ob er schon „nach Ihren eignen mündlichen Ueberlieferungen, „in diesen Gegenden auf eine höhere Gewalt An„spruch machen könnte, so will er sich doch weiter „keines Ansehens über Sie anmaßen, sondern Sie „bloß auf Ihre eigenen Vortheile aufmerksam ma„chen, und Sie überzeugen, daß Sie von der Ver„ehrung des wahren Gottes abgewichen sind, leb„loses Holz, das Ihre eignen Hände geschnitzt „haben, anbethen, und ihm auf die unmenschlich„ste Art Ihre Nebengeschöpfe opfern."

Nachdem Cortez ausgesprochen hatte, erhub sich Montezuma und sprach: „Ich nehme die Freund„schaft und Bundesgenossenschaft des großen Ab„kömmlings Quezalcoals an. Was indeß unsre „Götter betrifft, so bin ich der Meinung, daß „alle Götter gut sind, und daß die Ihrigen, „unbeschadet der unsrigen, ebenfalls gut seyn kön„nen. Ruhen Sie unterdessen von Ihren Reisen „aus; Sie sind in Ihrem eignen Hause, und Ih„re Bedienung hat Auftrag, Ihre Befehle mit „aller nur möglichen Pünktlichkeit und Achtung zu „befolgen."

Hierauf ließ er einige sehr kostbare Geschenke

hereinbringen, und überreichte sie dem Cortez, zugleich vertheilte er mit freundlicher Miene verschiedene Juwelen unter die anwesenden Spanier.

Am folgenden Tage wurde Cortez in des Kaisers Pallaste zu einer Audienz vorgelassen. Dieses majestätische Gebäude hatte dreyßig Thore, deren jedes auf eine besondere Straße stieß. Die Hauptfronte war von rothem, weissen und schwarzem fein geschliffenen Marmor, vor ihr war ein großer viereckigter freyer Platz. Ueber dem Portal der Fronte befand sich Montezuma's Wappen, ein Greif mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Tyger in seinen Klauen hielt.

Bevor Cortez zu der Wohnung des Kaisers gelangte, mußte er drey große viereckigte Plätze hindurch, deren Mauren mit baumwollenen Tapeten, mit Pelzwerk vermischt, behangen waren. Die inneren Zimmer waren mit kostbaren Tapeten von buntfarbigen Federn dekorirt, die Fußböden mit Matten bedeckt, und die Decken von Cypressen, Cedern und andern wohlriechenden Hölzern und mit Laubwerk und anderer erhabener Arbeit verziert; dabey waren, ungeachtet die Mexikaner die Nägel und ihren Gebrauch nicht kannten, die Fugen des Gebäudes so dicht, daß ein Bret sich fest an das andre anschloß.

Montezuma, der sich in dem Zimmer allein befand, kam dem Cortez entgegen, und begrüßte ihn auf die gewöhnliche Art. Beyde setzten sich hierauf; der Kaiser sprach sehr viel mit Cortez, und that zuweilen sehr kluge und bedeutende Fragen an ihn, zugleich bemerkte er, wie sehr die Mexikaner den Abkömmlingen ihres ersten Königs verbunden wären, und schien sich glücklich zu schätzen,

daß, gerade unter seiner Regierung, die vorerwähnte große Prophezeiung in Erfüllung gehen sollte.

Cortez lenkte hierauf die Unterhaltung auf Religion, und brach bey dieser Gelegenheit mit solcher Wärme gegen alle Menschenopfer aus, daß Montezuma, von diesem Augenblicke an, beschloß, kein Menschenfleisch mehr auf seine Tafel bringen zu lassen.

Einige Tage nachher führte der Kaiser, der demungeachtet noch sehr an den abergläubischen Gebräuchen seines Landes hing, den Cortez und einige der vornehmsten Offiziere in den Haupttempel, um den Spaniern seine innere Pracht zu zeigen. Dabey erklärte er ihnen, mit vieler Feyerlichkeit, selbst die unbedeutendsten ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, über deren Sonderbarkeit sich die Spanier einige Mahle kaum des Lachens enthalten konnten, und Cortez selbst vergaß sich, durch einen unzeitigen heiligen Eifer ergriffen, ein Mahl gar so sehr, daß er ausrief: „erlauben Sie mir, „mein Kaiser, daß ich das Bild des Gekreuzigten „neben diese Bilder von Teufeln aufstellen darf, und „Sie werden selbst urtheilen, ob sie noch ferner „der Anbethung, oder ob sie der Verachtung werth „sind.“ Montezuma und seinen Priestern lief zwar bey diesem Vorschlage die Galle über, allein sie bewiesen demungeachtet menschenfreundlichere Gesinnungen, als diejenigen, die sich zu ihren Bekehrern aufwarfen, und erlaubten ihnen nicht nur eine Kapelle zu erbauen, sondern sie besuchten sie sogar, wenn sie Hochamt hielten.

Wir gehen nunmehro über zu einer kurzen Beschreibung der kaiserlichen Residenz. Mexiko war in zwey Abtheilungen getheilt; in der einen wohnten die niedern Classen, und in der andern der Hof

und die Vornehmen. Beyde bestanden aus ungefähr sechzigtausend Familien. Es lag in einer weiten Ebene, und war von Klippen und hohen Gebirgen umgeben, von denen sich viele Bäche herabstürzten und eine Menge schöner und geräumiger Seen bildeten. Die beyden größten dieser Seen, deren einer frisches, der andre aber salziges Wasser führte, hatten Verbindung mit einander, und Mexiko lag mitten in dem letztern, unter neunzehn Grad dreyzehn Minuten nördlicher Breite, jedoch war, ungeachtet seiner feuchten Lage, die Luft mild und gesund. Drey schöne Dämme verbanden die Stadt mit dem festen Lande. Die Straßen waren gerade und geräumig, und von einer Menge Canälen durchschnitten, auf denen funfzigtausend Bothe von verschiedener Größe ruderten. Alle öffentlichen Gebäude waren von Stein gebaut, und die Tempel, in denen sich mit unter Götzen, die mit Zierathen von unschätzbarem Werthe behangen waren, befanden, zeichneten sich, durch ihre Größe und Pracht, vor allen Uebrigen, aus.

Der Kaiser hatte verschiedene Palläste, die bloß zum Vergnügen bestimmt, in verschiedenem Geschmack gebaut, und mit den reichsten Verzierungen versehen waren; desgleichen einen Trauerpallast, in den er sich, bey jedem traurigen öffentlichen Ereigniß, und bey jedem Privatverluste, begab. Er hatte zwey erklärte Weiber, welche Töchter von ihm untergebenen Fürsten waren, und überdieß noch eine Menge Frauen, die aus den schönsten Weibern seiner weitläuftigen Besitzungen ausgelesen waren, und die nach ihrer Entlassung an Personen der ersten Stände verheirathet wurden; denn es war ein Zeichen weiblicher Ehre und Auszeich-

zeichnung, wenn ein Weib vom Kaiser war bemerkt worden.

Wir gehen, nach dieser Schilderung von Mexiko's Lage und Sitten zur Zeit der Ankunft der Spanier wieder zurück zum weitern Erfolg der Begebenheiten.

Montezuma überhäufte den Cortez von Tag zu Tage mit neuen Zeichen seiner Freygebigkeit, er kam jedem seiner Bedürfnisse zuvor, und suchte sorgfältig jeder Gelegenheit auszuweichen, die einen Bruch zwischen ihm und Cortez möglich machen konnte. Allein Cortez war demungeachtet mißtrauisch, und glaubte, daß unter dieser außerordentlichen und wahrscheinlich aus Politik entstandenen Freundlichkeit ein Plan verborgen liege, der früher oder später ihn und sein Gefolge in ein plötzliches und unvermeidliches Verderben stürzen werde; doch war er nicht im Stande einen Vorwand zu Beschönigung von Feindseligkeiten gegen Montezuma zu finden, und ließ es daher blos dabey bewenden, daß er sich alle Mühe gab, gegen möglichen Ueberfall auf seiner Hut zu seyn.

Höflichkeiten und Geschenke hörten von Montezuma's Seiten nicht auf, allein Cortez, der der Unthätigkeit müde war, und der überhaupt den Grundsatz: „wer nicht vorwärts geht, geht rückwärts" zu haben schien, hätte es weit lieber gesehn, wenn man ihm, statt der Höflichkeiten und Geschenke, Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hätte.

Doch endlich fand sich denn die längst erwünschte Gelegenheit von selbst. Cortez hatte, um die Verbindung mit der offnen See zu unterhalten, und dadurch in den Stand gesetzt zu seyn, mit Mannschaft und Kriegsbedürfnissen versorgt zu werden, ein Fort errichtet, und blos eine kleine Besatzung

zu Vera Cruz, das jetzt der Hauptplatz des amerikanisch-europäischen Handels ist, zurück gelassen. Jetzt erhielt er die Nachricht, daß die Indianer aus jener Gegend die Garnison angegriffen, und einen Spanier im Gefecht getödtet hatten. Zugleich hinterbrachte man ihm, Montezuma habe zu dem Angriffe in Geheim seine Bewilligung und sogar Befehl gegeben: die Köpfe der erschlagenen Spanier auf Piquen durch seine Staaten zu tragen, um seinen Unterthanen den thörichten aber doch durchaus herrschenden Aberglauben zu benehmen, daß die Europäer unsterblich wären.

Sobald Cortez diese für ihn so sehr erwünschte Nachricht erhalten hatte, verfügte er sich sogleich, in Begleitung einiger seiner Getreuen, zum Kaiser. Montezuma belegte seine Unschuld an der Verrätherey durch unwiderlegbare Beweise, so daß selbst Cortez ihn mit Vergnügen anzuhören und seinen Beweisen Glauben zu gewähren schien; indessen fügte Cortez mit der feinsten Politik hinzu: der grössere Theil seiner Landsleute sey einmahl mißtrauisch geworden, und dieses Mißtrauen werde sich schwerlich eher legen, als bis sich Montezuma entschlösse, sich mit Cortez nach der Wohnung der Spanier zu begeben. Montezuma's Gefühl empörte sich zwar vor dem Gedanken dieser unwürdigen Behandlung, er fühlte ihre ganze Kraft, war unentschlossen, was er thun sollte, bewilligte aber doch endlich, aus Furcht, die von Cortez gemachte Forderung.

Der Erfolg dieser Unterredung beweist, wie sehr die Europäer dieser Nation an Feinheit und Ueberredungskunst überlegen seyn mußten. Ein mächtiger Monarch, mitten in seinem Pallaste, umgeben von seiner starken Wache, überliefert sich

selbst in die Hände von wenigen Fremdlingen, die eine solche Forderung an ihn thun können.

Cortez war nunmehro im Besitz eines Mittels, durch das er jeden seiner Zwecke erreichen, und jeden wohldurchdachten Plan ausführen konnte. Die Mexikaner bewiesen ihren Kaiser eine göttliche Verehrung, und Cortez, der ihm zwar seine ganze königliche Würde, die Freyheit ausgenommen, ließ, besaß, so lange Montezuma's Kopf in seiner Gewalt war, eine unumschränkte Herrschaft über Mexiko. Zugleich studierte er sich in des Kaisers Charakter hinein, schmeichelte seinen Leidenschaften, gab seinen Schwächen nach, und brachte es bald so weit, daß Montezuma Cortez's intimer Freund ward. Bewiesen ja die Mexikaner, bey nachmahligem Zusammentreffen mit den Spaniern, eine Art von verminderter Achtung gegen dieselben, so gab sich Montezuma Mühe, ihnen mehr Höflichkeit und Folgsamkeit zu empfehlen. War, durch Grausamkeit oder Geiz der unersättlichen Spanier, Tumult entstanden, so stieg Montezuma auf die Zinnen seines Gefängnisses, und hielt Reden an sein Volk, worin er sie zur Unterwürfigkeit und Geduld verwies.

Diese Farce dauerte so lange fort, bis endlich Spanier und Eingeborne der sclavischen Erniedrigung des Kaisers satt waren. Zum Glück verlor Montezuma bald, zugleich mit seinem Charakter, und Einflusse, auch sein Leben; denn als er eines Tags eben seine Talente und seine Würde erniedrigte, indem er beydes anwandte, um die Feinde seines Vaterlandes zu vertheidigen, und ihre Abscheulichkeiten zu rechtfertigen, ward ihm von einer unbekannten Hand ein Stein an die Schläfe

geschleudert, so daß er kurz darauf seinen Geist aufgab.

Da sich die Mexikaner nunmehr von einem Kaiser befrey't fühlten, der nichts als der bloße Schatten eines Regenten war, und der zu weiter nichts taugte, als auf Anregung der Feinde zum Nachtheile seines eignen Landes zu handeln, so erwählten sie den berühmten Guatimozin, einen gleich von Haus aus unversöhnlichen Feind der Spanier, zu ihrem Kaiser. Unter seiner Regierung mußten die unglücklichen Mexikaner gegen dieselbigen Männer, die sie einst für Gottheiten gehalten hatten, zu Felde ziehen. Treffen folgten auf Treffen, und wechselnd war das Unglück, das beyde Theile verfolgte, aber durch Cortez's erfahrnere Art Krieg zu führen, und durch sein kluges Benehmen, war es unmöglich geworden, die Spanier, die einmahl auf Mexiko Fuß gefaßt hatten, wieder auszurotten. Die Vornehmen des Reichs hatten ihre Bewilligung zu einem an die Krone Spaniens zu bezahlenden Tribute von sechsmahlhunderttausend Mark reinen Goldes und einer ungeheuren Menge kostbarer Steine gegeben; hiervon sollte der fünfte Theil unter die Soldaten vertheilt werden, das reitzte ihren Geiz nur noch mehr, und befeuerte ihren Muth dermaßen, daß sie keine Gefahr mehr achteten, da solche Belohnungen ihrer erwarteten.

Indessen waren die Anstrengungen der Mexikaner zu Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit unglaublich; nur waren sie theils nicht immer einig, theils stand auch ihre Klugheit und Kriegskunst nicht mit der Stärke ihrer Mannschaft im Verhältnisse. Ihre Tapferkeit, die ungeheure Anzahl ihrer Krieger, ja selbst die verzweiflungsvolle

Lage, in der sie sich befanden, alles dieses war nicht im Stande, sie vor dem spanischen Donner, wie sie es nannten, unerschrocken und stehend zu erhalten.

Zuletzt wurde Guatimozin und die Kaiserinn zu Gefangenen gemacht, und Ersterer verlangte um das Blut seiner Unterthanen zu schonen, daß sie sich dem spanischen General gutwillig unterwerfen möchten. Die Stimme des Kaisers beruhigte den Sturm, und nun ward es auf eine Zeit lang Friede. Dieser Fürst war ein Mann, dessen Tapferkeit immer unvergeßlich bleiben wird. Als er auf Befehl des spanischen Schatzmeisters, der ihm diese Strafe zuerkannt hatte, damit er bekennen sollte, in welche Stelle des Sees er seine Reichthümer versenkt habe, auf glühenden Kohlen ausgestreckt lag, sagte er zu dem zu gleicher Strafe verdammten Oberpriester, der über die grausamen Schmerzen dieser unerhörten Martern klagte: „glaubst du, daß ich auf einem Bette von Rosen „liege?" und der Hohepriester schwieg, und starb in dem Gefühle seines dem Kaiser schuldigen Gehorsams.

Guatimozin selbst ward zwar dießmahl vom Tode gerettet, allein, Cortez ließ ihn, weil eine Verschwörung auf die andre folgte, und da er fand, daß die natürliche Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit in der Brust der Mexikaner unauslöschlich war, doch noch zuletzt, nebst noch zwey andern indianischen Fürsten, weil sie eine Verschwörung gegen die Spanier gemacht haben sollten, aufhängen; und Mexiko hörte von dieser Zeit an auf ein Kaiserthum zu seyn, und ward, wie das goldne Kastilien, Darien, und andre Provinzen, unter spanische Bothmäßigkeit gebracht.

Die Eingebornen wurden theils ermordet, theils flüchteten sie sich in die Gebirge.

Da nunmehr Cortez seine Oberherrschaft für ganz fest gegründet hielt, so fing er an die Stadt Mexiko, die durch so oft wiederholte Angriffe und Vertheidigungen meist ruinirt war, wieder aufzubauen. Jedoch alle seine Eroberungen und all sein bisheriger glücklicher Erfolg konnte ihm keinen dauernden Frieden sichern. Kaum hatten die Indianer aufgehört zu seinem Untergange abzweckende Versuche zu machen, so fingen seine eignen Landsleute an, ihn stürzen zu wollen. Auch er hatte viele Feinde, die es sich angelegen seyn ließen, ihn in den Augen seines Monarchen, Carls V. herab zu setzen. Um alle diese Verkleinerungen unwirksam zu machen, ging er endlich im Jahre 1528 nach Europa zurück, wo er vom Könige auch wirklich gnädig empfangen wurde, und, außer dem Titel eines Marquis von Guaxaka, noch verschiedene Städte und Dörfer zur Belohnung erhielt.

Im drauffolgenden Jahre ging er wieder nach Mexiko zurück, entzweyte sich aber in der Folge mit dem Vicekönige von Mexiko, machte eine zweyte Reise nach Spanien, und starb am 2. December 1554 auf einem Dorfe nahe bey Sevilla, im drey und sechzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde, seiner Verordnung gemäß, nach Neu-Spanien abgeführt. Als klugem und muthvollem Manne kann man ihm seinen Ruhm nicht absprechen, weiter aber, erlaubt uns die Liebe zur Moralität nicht, zu seinem Lobe etwas zu sagen.

Die
Eroberung von Peru
durch
Franz Pizarro.

Vasquez Nunez de Balboa, von dessen Begebenheiten wir schon oben Einiges erzählt haben, hatte sich nunmehr auf Santa Maria festgesetzt, und gab sich, gleich vom ersten Anfange an, alle Mühe, der Gewalt, die er empfangen hatte, auch eine unerschütterliche Dauer zu geben. Er urtheilte sehr richtig, daß vieles Gold und ein ferneres Bemühen, zum Vortheile Spaniens neue Entdeckungen zu machen, ihm seine Stelle am meisten sichern würden.

In dieser Hinsicht ließ er sich's äußerst angelegen seyn, in Verwaltung des Gouvernements seine Pflicht aufs Beßte zu erfüllen, und sich bey den Eingebornen durch menschenfreundliche Berücksichtigung ihres Wohls beliebt zu machen. Zwar suchte er sie bey der Gelegenheit auch wohl vom Golde zu befreyen; allein was man gutwillig weggibt, kann man ja für keinen Verlust rechnen. Er rüstete auch verschiedene Schiffe zu Entdeckungsreisen auf der Süd-See aus, und eins von diesen brachte ihm die erste Nachricht von dem sehr großen Reiche Peru.

Jetzt glaubte er, da er im Nahmen des Königs von Spanien von Castile d' Oro Besitz genommen, seine ehemahligen Vergehungen sämmtlich wieder gut gemacht zu haben, und schickte deßwegen einen Abgeordneten mit dem königlichen Antheile des bis hieher gesammelten Goldes, und mit einem Berichte seiner bis jetzt gemachten Fortschritte, nach Spanien ab. Aber unglücklicherweise hatte man gar keine Rücksicht mehr auf ihn genommen, und Pedrarias d'Avilla, eins der abscheulichsten und blutgierigsten Ungeheuer, war, ehe sich noch eine Gelegenheit ereignete, wo Nunez sein Benehmen und die Dienste, die er Spanien geleistet hatte, beweisen konnte, zum Gouverneur von Castile d'Oro ernannt, und langte im Julius 1514 mit einer mächtigen Flotte zu Santa Maria an.

Nunez bewies ihm, so groß auch sein unbeschreiblicher Ehrgeiz war, alle nur mögliche Achtung, und trat ihm seine Stelle, ohne ein Wort darüber zu verlieren, ab. Er fand nachher Gelegenheit, Beweise seines Betragens und seiner Verdienste nach Hofe zu bringen, und ward auch zur Belohnung derselben zum Statthalter der Länder auf der Südsee ernannt. Das verdroß den Pedrarias, der eifersüchtig auf Nunez Verdienste und neidisch auf sein Glück war; er beschuldigte ihn grober Verbrechen, und brachte es so weit, daß Nunez, der, zur Schande für seinen Feind, sich mit Eifer und Treue dem Dienste seines Königs gewidmet hatte, zur Belohnung für alle seine Verdienste, im zwey und vierzigsten Jahre seines Lebens, fälschlich des Hochverraths beschuldigt, und hingerichtet wurde.

Nunez hatte mit unglaublicher Mühe die Stadt

Panama gebaut, er war mit seinen Entdeckungen längst der Küste hin so weit gegangen, daß man Peru schon in der Entfernung liegen sah, und obgleich das Glück ihm nicht so günstig war, daß er es in Besitz nehmen sollte, so war es doch Er, und kein Andrer, der der Grund jener Besitznahme war, und der den Weg dahin bahnte.

Um die Geschichte wichtiger Entdeckungen mit einander zu verbinden, war es nöthig, obige kleine Einleitung vorauszuschicken. Ob es übrigens daher kam, daß Spanien, welches damahls in einer Menge anderer Dinge verwickelt war, keine Zeit hatte, auf neue und entfernte Entdeckungen sonderliche Rücksicht zu nehmen, oder, ob die bisherigen unvollkommenen und nicht hinlänglich verbürgten Nachrichten jener Unternehmungen es abschreckten, genug es ward, nach verschiedenen unglücklich ausgefallenen Versuchen Pedraria's, dieses weit mehr als Mexiko bedeutende Land späterhin durch die Bemühungen und auf Kosten von drey Privatpersonen erobert.

Der erste von diesen, und der mit Leib und Seele die ganze Unternehmung leitete, war Franz Pizarro, aus Truxillo in der Provinz Estremadura in Spanien gebürtig. Einige spanische Schriftsteller sagen, er sey ein Edelmann von Geburt gewesen, andere hingegen behaupten, er sey ein natürlicher Sohn eines Offiziers zu Truxillo und als ein Findelkind weggesetzt gewesen; sein Vater sey nachher ausfindig gemacht und gezwungen worden, sich seiner anzunehmen, habe ihm aber auch nicht die geringste Erziehung gegeben; denn dieser berühmte Eroberer eines so großen und mächtigen Reiches konnte weder lesen noch schreiben. In seinen Knabenjahren mußte er die Schweine

hüthen, als ihm das aber nicht mehr anstand, lief er davon, und auf ein nach Westindien bestimmtes segelfertiges Schiff, und zeichnete sich späterhin, sowohl in Espannola, als in Cuba, als ein kühner und unternehmender guter Kopf aus. Er diente nachher unter Nunez de Balboa, und ließ sich, nachdem er eine Menge Gold zusammen gebracht hatte, in Panama, gleich nach dessen Erbauung, nieder. Hier schien er im Genusse der Ruhe und des Friedens seine Tage verleben zu wollen; allein der Durst nach Golde ließ ihm keine Ruhe, und er that dem Pedrarias Vorschläge, ihn zu einer Entdeckungsreise in die Südsee auszurüsten. Pedrarias ging Pizarro's Vorschläge ein, und dieser unternahm die Reise unter königlicher Bewilligung und in Gesellschaft von Diego de Almagro und Ferdinando de Luques. Almagro war von völlig unbekannter Herkunft, so daß, ob er gleich nach seinem Geburtsorte genannt war, doch kein Geschichtforscher hat erfahren und aufzeichnen können, wer sein Vater gewesen ist. De Luques war ein Priester und ein Mann von sehr großem Vermögen.

Diese drey Leute, deren Nahmen eine ewige Schandsäule für die Menschheit seyn werden, waren Anfangs der allgemeine Gegenstand des Gespöttes für jeden denkenden und verständigen Mann; man hielt ihre Unternehmung für unbesonnen und wahnsinnig, und glaubte nichts anders, als daß der Ausgang davon der völlige Untergang von allen dreyen seyn müsse. Aber, unbekümmert, was die Welt darüber sagte, verbanden sie sich alle drey feyerlichst unter einander, das keine Gefahr und kein Ungemach sie von ihrer Unternehmung abbringen solle, und daß sie sich alle drey zu gleichen

Theilen in die zu erlangenden Vortheile theilen wollten. Um ihrem Entschlusse noch mehrere Kraft zu geben, und um sich noch inniger und fester an einander zu schließen, nahmen sie die Religion zu Hülfe, hörten ein Hochamt ab, das de Luques hielt, und empfingen aus seiner Hand das Abendmahl. Er nahm das Brot und brach es in drey Theile, wovon er einen nahm, und jedem seiner beyden Gefährten einen reichte, zum Zeichen, daß sie ihr gegenwärtiges Unternehmen mit demselben Ernst und Eifer beginnen und ausführen wollten, als wenn ihre ewige Glückseligkeit davon abhinge.

So segelte Pizarro und seine Gefährten in der Mitte Novembers 1524. zur Eroberung von Peru ab. Seine ganze Mannschaft bestand in nicht mehr als zweyhundert funfzig Mann Infanterie, sechzig Mann Cavallerie, und zwölf kleinen Kanonen, die von den bezwungenen und zu Sclaven gemachten Indianern gezogen werden sollten. Wenn wir bedenken, daß die Peruaner dieselbige den Spaniern so sehr zu statten kommende Furcht vor den Europäern hatten, wie die Mexikaner, wenn wir noch dazu nehmen, daß sie weit weichlicher und weniger kriegerisch waren, als diese, so ist es, nach dem zu urtheilen, was wir bereits von der Eroberung von Mexiko gehört haben, eben kein sonderliches Wunder, das Pizarro mit dieser unbedeutenden Mannschaft auf das peruanische Reich einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck machen konnte. Hiezu trugen auch noch einige ganz eigne Umstände das ihrige bey, die wir, um einen kurzen Begriff von der Geschichte, der Religion, und der Geisteskultur der Bewohner dieser neuen Welt zu geben, hier erzählen wollen.

Der erste Gründer des peruanischen Reichs

war Mungo Capac, ein Mann, der sich durch seine vorzüglichen Talente über alle seine Zeitverwandten erhob, und der, durch einen sanften und von Leidenschaften freyen Charakter, auf den Charakter und die Leidenschaften seiner Mitmenschen, die er gehörig kennen und richtig unterscheiden gelernt hatte, den beßten Eindruck zu machen, und sie zu seinem Vortheile und zu seinem Ruhme zu lenken verstand. Er wußte, daß die Bewohner des peruanischen Reichs von Natur abergläubisch waren, und daß sie vor der Sonne eine besondere Ehrfurcht hatten. Er gab daher vor, das er von diesem prächtigen Lichte abstamme, daß er gesandt sey, ihrer gottesdienstlichen Verehrung eine besondre Ordnung zu geben, und daß er in ihrem Nahmen und Auftrage handele. Durch diese Erdichtung, die sich so ganz den abergläubischen Ideen derer, die er zu überreden suchte, anschmiegte, ward es ihm leicht, ein leichtgläubisches Volk zu täuschen, und einzig und allein durch diesen Kunstgriff gelang es ihm, ein Land von so beträchtlicher Größe unter seine Bothmäßigkeit zu bringen.

Nachdem er einen Theil seines Reichs bereits auf die erwähnte Art gegründet hatte, erweiterte er es nun durch Hülfe der Waffen; doch muß man es ihm zur Ehre nachsagen, daß, wo er auch Täuschung oder Waffen zu Erreichung seines Zwecks anwandte, es doch jedesmahl in der reinsten Absicht geschah, Glückseligkeit zu verbreiten, und die Dauer derselben zu begründen. Er vereinigte die herumziehenden und barbarischen Stämme, und machte sie zu Menschen, er gab ihnen Gesetze; er lehrte sie den Gebrauch der Waffen; er machte ihre Gefühle durch die Eindrücke einer Religion, die er ihnen beybrachte, sanft, und in dem nähmli-

chen Grade, in welchem er ihren Geist durch Patriotismus hob, leitete er auch ihr Herz durch gute Beyspiele. In keiner Provinz von Amerika war Ackerbau und Künste in so hoher Vollkommenheit, als hier, und in keiner waren die Menschen in solchen Wissenschaften, die das Leben verschönern, so weit gekommen, als die Peruaner.

Ihm folgte nach seinem Tode eine Reihe von Fürsten, die man Ynka's nannte, in der Regierung. Von diesen saß eben der zwölfte, Nahmens Atabalipa auf dem Throne. Sein Vater Guaiana Capac hatte die von seinen Vorfahren ererbten Länder noch durch die Provinz Quito, die jetzt einen Theil des spanischen Peru ausmacht, vergrößert, und, um sich in dem Besitze derselben sichrer zu erhalten, hatte er eine Tochter des rechtmäßigen Beherrschers dieser Provinz geheirathet, von der Atabalipa abstammte. Sein älterer Bruder Huescar, der von einer andern Mutter gebohren war, hatte auf die sämmtlichen Besitzungen seines Vaters, und sogar mit Inbegriff von Quito, auf welches doch Atabalipa doppelte Rechte hatte, Anspruch gemacht, und daraus war ein bürgerlicher Krieg entstanden, der bald zu des einen bald zu des andern Unglücke sich neigte, das Land beträchtlich schwächte, und endlich doch noch zu Atabalipa's Vortheile ausschlug. Dieser machte seinen Bruder Huescar zum Gefangenen, und ließ ihn in einem Thurme von Cusco, der Hauptstadt des peruanischen Reichs, gefänglich verwahren.

Durch diesen Umstand war nun schon ein Same der Anarchie gesäet, und die frühe Ursache der Auflösung des peruanischen Reichs war schon jetzt lange vor Pizarro's Ankunft entstanden. Zu diesem kränkelnden und aufgelösten Zustande der Reichs-

verfassung kamen nun auch noch die Unglück prophezeyenden religiösen Weissagungen, die die eintretenden Unglücksfälle noch weit fühlbarer machten. Zufolge dieser Prophezeyungen und mehrerer ausgelegten Träume, sollte das Reich von fremden Personen, die, nach aller Beschreibung mit den Spaniern Aehnlichkeit hatten, unterjocht werden. Besonders gab es unter ihnen eine alte von Vater auf Sohn fortgepflanzte Sage, die überall bekannt war; nähmlich, es habe der ältere Sohn einer ihrer Ynkas in ganz alten Zeiten einmahl eine ganz eigne Erscheinung gehabt. Eine männliche Gestalt, die sich Virachoca oder Sohn der Sonne genannt, sey ihm erschienen, deren Kleidung und Aeusseres von denen der Peruaner völlig verschieden gewesen, und einen langen Bart gehabt habe; von seinen Schultern herab sey ein langer Mantel geflossen, und in seiner Hand habe er ein dem jungen Fürsten völlig unbekanntes Thier gehalten. Diese Sage hatte sich in den Köpfen der Peruaner so fest gesetzt, und wurde von ihnen so unbezweifelt geglaubt, daß sie, so bald sie den ersten Spanier, mit einem Barte und Mantel und ein Pferd beym Zügel mit der Hand haltend erblickten, ausriefen: „da ist er, der Ynka Virachoca!" der Sohn der Sonne.

Unter so bewandten Umständen nun suchte Atabalipa, statt sich den Spaniern zu widersetzen, sie sich vielmehr zu Freunden zu machen. „Diese Leu„te," sagte er, „sind Bothen der Götter, wir wol„len sie daher nicht beleidigen, sondern uns viel„mehr, so sehr wir können, bemühen, durch Freund„lichkeit ihre Freundschaft zu erlangen.

Allein Pizarro, dessen Gefühle so roh, wie seine Erziehung waren, hatte nicht die geringste Idee,

eine Nation, die er aus Unwissenheit für Barbaren hielt, und die, obschon in der Kunst, Menschen grausam zu behandeln, weit weniger erfahren, als er, doch weit mehr ausgebildet waren, als Pizarro, edel und schonend zu behandeln. Er hatte daher, zufolge seiner abscheulichen Denkungsart, bereits Befehle gegeben, und seine Leute fielen, als er eben mit Atabalipa eine Konverenz hatte, ohne gegebene Veranlassung, über die Wache her, tödteten fünfhundert Mann, die die geheiligte Person ihres Ynka in Schutz zu nehmen vorwärts drangen, nahmen den Atabalipa gefangen, und brachten ihn auf die spanischen Schiffe.

Pizarro, der nunmehro den Ynka ohne allen Widerstand in seine Gewealt bekommen hatte, war jetzt, so zu sagen, unumschränkter Herr von Peru; denn die Peruaner hatten eben so große Anhänglichkeit und Ergebenheit für ihren Beherrscher, wie die Mexikaner. Sie fingen bald an, mit den Spaniern um seine Befreyung zu handeln, und bey dieser traurigen Gelegenheit wurden alle die alten fürstlichen Kleinodien, die von einer langen Reihe mächtiger Kaiser gesammelt worden waren, und die beträchtlichen Schätze, die sich in den Tempeln befanden, hervorgeholt, um ihn loszukaufen, denn man hielt den Ynka für die Seele des Reichs, und für die Stütze der Religion.

Indem nun Pizarro in diesen Unterhandlungen begriffen war, durch welche er eine unermäßliche Menge Goldes zusammen zu bekommen gedachte, ohne daß er eben im mindesten Willens gewesen wäre, den Ynka loszumachen, kam sein Theilbarer Almagro an, und die Angelegenheiten Pizarro's wurden dadurch etwas verwickelt. Der äußere Schein von Freundschaft zwischen diesen beyden

Menschen gründete sich einzig und allein auf einen tief versteckten Geiz und auf einen kühnen und unternehmenden Geist, dem nichts zu schwer und zu gefährlich schien, was jener eingewurzelten Leidenschaft schmeichelte. Als daher jetzt das Interesse eines Jeden von ihnen auf dem Spiele stand, so war es gar nicht wahrscheinlich, daß beyde hätten einig bleiben sollen. Pizarro verlangte, weil er doch die Hauptperson war, die zur Gefangennehmung des Ynka beygetragen hatte, den größten Theil der für seine Befreyung gelobten Schätze, und Almagro bestand auf gleiche Theilung. Damit indessen nicht durch diesen Streit die ganze Sache verloren ginge, gab Pizarro nach, und versprach die Beute gleich zu theilen.

Die Loskaufungssumme, die sich auf neuen Millionen Thaler, und folglich höher, als ihre höchsten Erwartungen, belief, wurde sogleich abgeliefert, allein sie reichte doch noch nicht hin, um den Geiz der unersättlichen Spanier zu befriedigen. Den fünften Theil dieser ungeheuren Summe erhielt der König, das Uebrige wurde nach Verhältniß vertheilt, und jeder gemeine Soldat erhielt gegen zwölftausend Thaler; eine Summe, die es freylich nicht erwarten ließ, daß ihre Besitzer sich nun ferner noch gutwillig den Beschwerlichkeiten des Kriegswesens und der militärischen Subordination unterwerfen würden. Kaum hatten daher die Soldaten ihre Schätze eingestrichen, so verlangten sie ihrer Pflicht entbunden zu werden, damit sie nun auch die Früchte ihrer Arbeiten in Ruhe und Frieden verzehren könnten. Pizarro war fein genug, um in ihre Forderungen zu willigen, denn er sah voraus, daß dessen ungeachtet die Lust, die bereits erlangten Reichthümer in der Folge noch mehr

zu vergrößern, immer noch eine beträchtliche Menge in seinem Dienste erhalten würde, und daß durch die, welche in ihr Vaterland zurückkehren, sich manche andere Abenteurer verleiten lassen werden, den nähmlichen Weg einzuschlagen, um Gold und Reichthümer zu erwerben. Diese klugen Schlüsse gingen auch reichlich in Erfüllung; denn kaum hätten ausgesandte Werbeoffiziers mehr Mannschaft anwerben können, als die, die von diesen Reisen mit so unermeßlichen Schätzen zurückkamen. Neue Abenteurer kamen häufig an, und Pizarro erhielt von Zeit zu Zeit so viel Mannschaft, als er nur immer nöthig hatte.

Die unermeßliche Loskaufungssumme, die man für Atabalipa dargebracht hatte, diente indeß zu weiter nichts als den Geiz Pizarro's zu vermehren, und daß er ihn noch länger in Gefangenschaft behielt, bis die Peruaner beweisen konnten, daß sie keine Schätze mehr hatten, um seinen Geiz zu befriedigen. Allein, ob sie glaubten, daß die Freunde des Ynka jetzt nichts mehr geben konnten, oder ob sie es satt waren, so viel Mannschaft auf die Bewachung des Ynka, der jetzt doch nun nichts weiter hergeben konnte, allein zu verwenden; oder ob vielleicht gar Pizarro eine Art von Widerwillen gegen Atabalipa hatte, welches fast aus einigen Umständen zu erhellen scheint, genug, es wurde, auf seinen Befehl, dieser unglückliche Fürst hingerichtet. Man beschuldigte ihn, um diesem grausamen Verfahren einen Schein von Rechtmäßigkeit zu verschaffen, des Götzendienstes, der Vielweiberey und mehrerer dergleichen widersinniger Verbrechen; und die einzige gerechtscheinende Anklage war die, daß er seinen Bruder Huescar hatte hinrichten lassen, wiewohl auch diese Klage jene Bestrafung

nicht verdiente, denn es war ja bekannt, daß Huescar ein Complott gegen den Ynka gemacht, ihn vom Throne zu stürzen, und sich desselben zu bemächtigen gesucht hatte; und überdieß hat ja auch, nach dem allgemeinen Völkerrechte, keine Nation das Recht, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Volkes zu mischen.

Atabalipa war verurtheilt worden verbrannt zu werden, allein zur ewigen Schande der Spanier brachte er es dadurch, daß er sich taufen ließ, noch dahin, daß er gehangen wurde. Ohne irgend einen Begriff davon zu haben, erhielt er am Abende die Taufe, und am folgenden Morgen war er bereits nicht mehr.

Sobald Atabalipa todt war, fanden sich eine Menge Thronbewerber. Die Vornehmsten des Reichs wählten Huescars leiblichen Bruder; Pizarro setzte einen Sohn von Atabalipa auf den Thron; und zwey peruanische Generale suchten sich durch Hülfe der Armee zu Ynka's zu bestättigen. Man hätte glauben sollen, eine solche Verschiedenheit der Meinungen um diese Uneinigkeiten hätten die Eroberungen der Spanier erleichtern müssen, und wären den Landesvortheilen des peruanischen Reichs nachtheilig gewesen; allein, bey gegenwärtiger Lage der Dinge, hatten sie dennoch nicht die Wirkung, die man davon erwartet hätte. Diese Thronbewerber fochten einer gegen den andern, und dadurch lernten sie alle mit den Waffen umgehen. Ein ruhiges und niemanden beleidigendes Volk läßt sich sonst gewöhnlich lieber ermorden, wird aber der Nationalgeist, es entstehe auch, woher es wolle, einmahl rege, so fängt er an die Nation aus ihrer Unthätigkeit zu wecken; und das geschah während dieser innern Unruhen

auch bey den Peruanern, die jetzt einigen Muth bekamen, den Spaniern, die sie für die ersten Ursachen all' ihres Unglücks hielten, die Spitze zu biethen.

Der Verlust, den die Europäer bey diesem immerfortdaurenden Gefechten erlitten, war weniger beträchtlich für den Augenblick, als die endlichen Folgen davon waren. Die öftern Niederlagen Pizarro's minderten die Furcht vor der Unüberwindlichkeit der Spanier und ihrer Waffen, die diese unter den Bewohnern der neuen Welt so ängstlich zu unterhalten und immer weiter zu verbreiten suchten. Dieser Umstand veranlaßte Pizarro, einen Waffenstillstand anzubiethen, und, nachdem dieser abgeschlossen war, legte er den Grund zu der berühmten Stadt Lima, und suchte nunmehro ein immerwährendes Etablissement der Spanier in diesem Lande fest zu gründen.

Sobald sich indessen wieder die erste günstige Gelegenheit ereignete, griffen die Spanier von neuem zu den Waffen, und es gelang dem Pizarro, nach mancherley Schwierigkeiten und Gefahren, Cusco, die Hauptstadt des peruanischen Reichs, einzunehmen. Beym Einzuge in die Stadt, der im Oktober 1532 geschah, waren sämmtliche Einwohner entflohen, und hatten ihre kostbarsten Sachen mit hinweggenommen; allein es fanden sich doch noch Schätze in ungeheurer Menge. Die Spanier, die es wußten, daß die Peruaner mit ihren Todten zugleich die vorzüglichsten Kostbarkeiten derselben zu begraben pflegen, plünderten die Gräber, und fanden in ihnen eben so viel Reichthümer, als in den Wohnungen der Lebenden, und die Summe, die man durch Plünderungen in Cusko erbeutete, soll eben so groß gewesen seyn,

als die, die für Atabalipa's Loskaufung bezahlt worden war.

Pizarro, der jetzt fürchtete, es möchte, wenn er die Peruaner bis zur Verzweiflung trieb, am Ende das ganze Reich gegen ihn aufstützig werden, lud die Bewohner von Cusco ein, in ihre Wohnungen zurückzukehren; die Indianer nahmen es an, und selbst der Ynka schien einigen Vergleichs-Vorschlägen Gehör geben zu wollen.

So weit waren die Spanier mit ziemlich gutem Erfolge bis jetzt gekommen, als neue Versprechungen und neue Mannschaft aus Spanien ankam. Pizarro erhielt noch ausser dem, was ihm bereits zugesichert war, zweyhundert Seemeilen Land südwärts längs der Küste hin, und Almagro ebenfalls zweyhundert Seemeilen südwärts neben Pizarro's Besitzungen. Dadurch entstand ein heftiger Streit zwischen Beyden, denn jeder wollte Cusco mit in die ihm verliehenen Grenzen rechnen. Indessen bewirkte Pizarro's Klugheit eine Vereinigung, und er überredete den Almagro, daß das für ihn bestimmte Land südwärts von Cusco läge, daß es Cusco keineswegs an Reichthümern und Fruchtbarkeit nachstehe, und daß es eben so leicht als Peru erobert werden könne. Und um seinen Gründen Gewicht zu geben, erboth er sich, ihm zu seiner Expedition, auf der es ihm, nach seiner Meinung, an gutem Erfolge gar nicht fehlen könne, Beystand zu leisten.

Almagro, begierig nach der Ehre, für sich selbst ein Königreich erobert zu haben, horchte Pizarro's Vorstellungen aufmerksam zu, und drang, nachdem er von Pizarro's Soldaten soviel er nöthig zu haben glaubte, zu den seinigen genommen hatte, unter vielen Beschwerlichkeiten und Gefah-

ren, nach Chili vor. Allein, Gefahr und Beschwerlichkeiten verschwinden vor der Aussicht zu erlangender Reichthümer. Er überstieg die Cordilleras, hohe und unwegbare Gebirge, die ein ewiger Schnee bedeckte, und verlor viele von seiner Mannschaft und den größten Theil von seinem Gepäcke. Endlich langte er zu Copayapu, das dem Ynka von Peru gehört, an, und eroberte in kurzer Zeit eine große Strecke des umherliegenden Landes.

Allein die Peruaner waren nunmehro durch den häufigen Umgang mit den Spaniern klüger geworden, und hatten selbst einige Kenntniß des Kriegswesens erlangt. Diese Abtheilung der feindlichen Truppen war ihrer Aufmerksamkeit gar nicht entgangen; sie machten daher, weil sie wußten, daß Pizarro krank und Almagro zu weit entfernt war, einen Versuch, sich wieder ihn den Besitz ihrer Hauptstadt einzusetzen, und wären beynahe glücklich in ihrer Unternehmung gewesen; allein Almagro hatte noch zeitig genug die Belagerung von Cusco erfahren, und augenblicklich seine noch entfernten Aussichten zu Eroberungen aufgegeben, und beschlossen, lieber das mit so vieler Mühe bisher Erworbene zu erhalten zu suchen. Er kehrte daher sogleich zurück, hob die Belagerung von Cusko auf, und ermordete bey dieser Gelegenheit eine ungeheure Menge Peruaner.

Jetzt war nun Almagro im Besitze von Cusco, das er mit Gewalt erobert hatte, und nun wollte er es dem Pizarro, der mit seiner Armee kam, und nicht anders glaubte, als die Peruaner befänden sich noch darinne, nicht abtreten. Dieser Gegenstand des Streites verursachte viele blutige Auftritte zwischen beyden Befehlshabern und ihren Untergebenen, das Glück wechselte oft, und

jedesmahl folgte schnelle Rache, und das Schicksal der Ueberwundenen war unvermeidlicher Tod.

Das war auch am Ende der Fall mit Almagro, der, ziemlich hoch an Jahren, zuletzt ein Opfer des neidischen Pizarro wurde, mit dem er so viele Jahre Gefahren und Siege getheilt hatte, und dem er vom Anfange der Unternehmung an, so innig verbunden gewesen war. Viele Peruaner dienten während dieses bürgerlichen Kriegs unter der spanischen Armee, und lernten von den Christen die lobenswürdige Kunst, einander mit guten Erfolge zu schlachten.

Endlich öffnete diese immer duldende und verblendete Nation ihre Augen, und nahm mit einemmahle einen sehr merkwürdigen Entschluß. Sie hatten die Grausamkeit der Europäer kennen gelernt, sie kannten ihre unversöhnliche Rache und ihren unersättlichen Geiz, und schlossen daraus: daß Krieg und Streit sonach nie ein Ende nehmen würde. Da sagten sie unter einander: „Laßt uns in unsre Gebirge zurück kehren, die Christen werden „zeitig genug einander selbst aufreiben, und dann „können wir ja in Ruh und Frieden in unsre Wohnungen zurückkehren."

Gesagt, gethan. Die Peruaner verschwanden, und ließen die Spanier in ihrer Hauptstadt. Wäre die Macht der streitenden Spanier einander völlig gleich gewesen, so möchte die Politik der Indianer so ziemlich richtig geschlossen haben; allein Pizarro siegte, und das machte Almagros Leben und den Hoffnungen der Peruaner ein Ende.

Pizarro, jetzt von einem furchtbaren Nebenbuhler befreyt, wurde doch immer noch von neuem durch unersättlichen Ehrgeiz gespornt, neue Unternehmungen zu wagen. Die südlichen Gegenden

in die er ehedem dem Almagro einigemahl geschickt hatte, versprachen ihm noch reichhaltige Aussichten zu Entdeckungen und Eroberungen. Er verfolgte also den von Almagro zuerst betretenen Weg nach Chili, und eroberte dazu noch einen andern District dieses Landes. Orellana, einer seiner Hauptleute, schiffte über den Andes, und segelte von da bis an die Mündung des Amazonenflusses. Auf dieser weitläuftigen Reise fand man an den Ufern mehrere Weiber, die ihren Männern, wie es in Amerika nicht ungewöhnlich war, in das Schlachtgewühl gefolgt waren, in einer Waffenrüstung unter den Erschlagenen liegen. Das brachte die Spanier auf die Vermuthung, daß diese Race von kriegerischen Weibern den alten Amazonen ähnlich seyn müsse. Das Land, durch welches Orellana marschirte, war schön, und brachte die kostbarsten Früchte hervor; allein, da es ganz flach war, und folglich sich keine Metalle dort zeigten, so hatten die Spanier auch wenig Achtung darauf, und haben niemahls eine Kolonie dort angesetzt.

Pizarro, der bisher in den meisten seiner Unternehmungen glücklich gewesen war, und der jetzt niemanden mehr hatte, der Rechenschaft von ihm fordern, oder als ein Nebenbuhler sich ihm widersetzen durfte, ließ nunmehro seinem natürlichen Hange zur Grausamkeit freyen Lauf, und behandelte alle die, die nicht mit blindem Gehorsam in alle seine Pläne gewilligt und seine Befehle befolgt hatten, mit unerhörter Unmenschlichkeit.

Ein solches Benehmen konnte natürlicherweise keine guten Folgen haben. Seine Feinde sahen ihres Elendes kein Ende, wurden dadurch aufs Aeusserste aufgebracht, und entschlossen sich, da

Verzweiflung ihnen nichts übrig ließ, als entweder Pizarro oder sich selbst aus dem Wege zu räumen, zum erstern, und ermordeten Pizarro am 26. Junius 1541, als er eben fünf und sechzig Jahre alt war, in seinem eignen Pallaste zu Lima, den er selbst erbaut hatte.

Pizarro war nie verheirathet gewesen, und, ob er gleich mit den Töchtern oder Schwestern der Ynka's, so wie mit vielen andern in genauern Verhältnisse gelebt hatte, so weiß man doch nicht, daß er Kinder hinterlassen hätte. Seine Unwissenheit machte ihn verächtlich, seine Grausamkeit verabscheuungswürdig, und darum wurde auch sein trauriges Ende von Niemanden beklagt.

Die Partey des alten Almagro erklärte nunmehr seinen Sohn gleiches Nahmens zum Vizekönig, allein die meisten Spanier wollten, ungeachtet sie ganz und gar nichts gegen die Verschwörung, die den Pizarro auf die Seite gebracht, einzuwenden hatten, nicht in die Bestätigung willigen. Sie berichteten es nach Hofe, und erwarteten von dort Verhaltungsbefehle, und Kaiser Karl V., der damahls König von Spanien war, sandte auch bald einen gewissen Vace di Castro, einen Mann von der strengsten Rechtschaffenheit als Gouverneur zu ihnen.

Dieser de Castro setzte den Vicekönig Almagro ab, machte ihm den Prozeß, und ließ ihn, sammt den Hauptanführern seiner Partey, hinrichten.

De Castro wußte durch Klugheit und Rechtschaffenheit die der dortigen Pflanzung zugefügten Wunden bald wieder zu heilen, und brachte alles, sowohl für die Kolonie, als auch für die Regierung, auf den besten Fuß. Durch sein kluges Benehmen wurden die Minen von la Plata und Po-

tosi, die bis jetzt bloß der Plünderung einzelner Personen ausgesetzt gewesen waren, zum Nutzen des Hofes von Spanien bearbeitet. Der Parteygeist, der vom Anfange an in dieser Provinz geherrscht hatte, wurde entweder mit Gewalt unterdrückt, oder sonst auf gute Art zum Schweigen gebracht, und Friede und Ruhe in Peru wiederhergestellt.

Indessen hatte de Castro, der sich vermuthlich zu viel auf sein gutes Gewissen verließ, unterlassen, die Minister durch Geschenke und Versprechungen auf seine Seite zu bringen und sich dadurch gegen falschliche Anklagen zu sichern. Genug, die Minister sandten eine Kommission ab, um die Angelegenheiten und die Verwaltung des de Castro zu untersuchen, und die Kolonie gerieth abermahls in Unruhe. Die kaum beruhigten Parteyen fingen wieder an uneinig zu werden; Gonzalo, der Bruder des berüchtigten Pizarro, stellte sich an die Spitze der einen Partey, und eine Menge Mißvergnügter traten auf seine Seite. Es war jetzt nicht mehr Privatstreit zwischen zweyen Gouverneurn über die Grenzen ihrer Ländereyen; Gonzalo Pizarro ging so weit, daß er nur noch den Nahmen nach ein Unterthan des Königs von Spanien war. Er erhielt von Tag zu Tage Zuwachs an Leuten und an andern Vortheilen, und war sogar so verwegen, daß er einen andern Gouverneur, den man abgeschickt hatte, um ihn in die Grenzen seiner Pflicht zurückzuführen, enthaupten ließ. Er suchte den Admiral der spanischen Flotte in der Süd-See in sein Interesse zu verwickeln, um durch seine Hülfe eine Landung spanischer Truppen zu vereiteln, und dachte, in der vollen Ueberzeugung, daß auf diese Art alles seinen Wünschen ent-

sprechen müßte, die Bewohner von Mexiko in seine Revolution zu verwickeln.

In dieser übeln Lage befanden sich die spanischen Angelegenheiten, als der Hof es zuerst einsah, wie unrecht er gehandelt hatte, ohne alle Rücksicht auf Rechtschaffenheit und Charakter, und bloß auf Anstiftung von Günstlingen und durch Betreibung der Cabale, Männer nach Amerika zu schicken, die ihre Pflichten schlecht erfüllten. Man sandte nunmehro Peter de la Gasga, ein Mann von gleicher Rechtschaffenheit, wie de Castro, aber von ungleich größerer Gewandheit mit unumschränkter Vollmacht ab. Beyde Männer vermochten es nicht, Laster mit einer tugendhaften Außenseite zu bemänteln, noch durch einen Anstrich von Rechtschaffenheit die Erreichung ihrer Absichten zu befördern; sie hatten beyde eine natürliche Gerechtigkeitsliebe, eine unerschütterliche Seelengröße, und einen von allem Eigennutze freyen Geist. Allein Gasga vereinigte mit allen jenen liebenswürdigen Eigenschaften noch einen sanften Ton und einnehmendes Betragen.

Alles, was sich nicht zu Pizarro's Partey geschlagen hatte, begab sich nunmehro unter Gasga's Fahnen, und selbst viele von Pizarro's Partey traten, durch Gasga's vortreffliches Betragen eingenommen, zu ihm über. Den Admiral gewann er durch Zuredung, daß er doch zu seiner Pflicht zurückkehren und sich mit ihm verbinden möchte, bald wieder. Selbst dem Pizarro both er, unter denselbigen Bedingungen, volle Sicherheit an. Allein der süße Gedanke, selbst König zu seyn, hatte den Pizarro so sehr berauscht, daß er lieber seinen völligen Untergang wagen, als irgend einem spanischen Bevollmächtigten unterwürfig seyn

wollte. Er wagte daher mit denen von seiner Partey, die seiner Sache treu blieben, eine entscheidende Schlacht; ward überwunden, zum Gefangenen gemacht, und bald darauf hingerichtet.

So fiel der Bruder des nähmlichen Mannes, der Peru für den Besitz Spaniens gewonnen hatte, als ein unvermeidliches Opfer für die Sicherheit dieser neuen Besitzung.

Hauptcharakter und Beschreibung

der

ersten Amerikaner.

Der gute Erfolg und der reichliche Ertrag, den die spanischen Entdeckungen auf dem reichen festen Lande Amerika's gehabt hatten, erregte bald die Aufmerksamkeit andrer europäischen Nationen, und brachte sie auf die Gedanken, durch gleiche Mittel gleiche Zwecke zu erreichen. Indessen liegt es nicht in unserm Plane, alle jene Entdeckungen, und die dadurch entstandenen Veränderungen, in so manchem Lande zu erzählen, auch dürften sie nicht durchgängig interessant genug seyn. So liegen z. B. mehrere blühende Pflanzungen und unabhängige Staaten längst der breiten Küste vom St. Laurentius Flusse in Nordamerika an bis nach Rio de la Plata in Südamerika, deren einige sich tief in's Land hinein erstrecken, und dann gibt es auch noch Inseln im Meerbusen von Mexiko und an mehreren Orten, deren Beschreibung wir dem Geographen überlassen. Statt dessen wollen wir die Bemerkungen mehrerer aufmerksamen Beobachter über den Charakter dieser ersten Bewohner des großen festen Landes sammeln, da ohnehin Zeit und der Umgang mit den Europäern

die Grundzüge desselben vermischen, und uns ihre merkwürdige Aufbehaltung sonst entreissen dürfte. Ueberdieß wird eine Unterhaltung dieser Art nicht weniger für den angenehm seyn, der bloß zu seinem Vergnügen liest, als für den, welcher Nutzen aus seiner Lektüre zu ziehen sucht. Dem Philosophen wird sie zu mancherley Spekulationen Veranlassung geben, und die Ruhestunden des Geschäftsmannes wird sie auf eine angenehme Art ausfüllen.

Nachdem der Vorhang weggezogen war, der die eine Hälfte der Welt vor der andern verbarg, fanden die Europäer jene Nationen der neuentdeckten Länder in einem nach ihren Begriffen barbarischen Zustande, den man wohl lieber und richtiger einen Zustand ehrwürdiger Unabhängigkeit und edler Einfachheit nennen könnte und sollte. Die Eingebornen von Amerika, — die der beyden mächtigen, und wie wir gehört haben, ziemlich kultivirten Reiche Mexiko und Peru ausgenommen, — hatten sämmtlich nicht die geringsten Kenntnisse der unter den Europäern allgemein bekannten Künste und Wissenschaften. Selbst vom Ackerbaue, einer der ersten und nothwendigsten Kenntnisse, wußten sie wenig und betrieben ihn schlecht. Ihre Nahrung bestand im Fleische, und daher war ihre vorzüglichste Beschäftigung das Jagen wilder Thiere, deren es in den Gebirgen und Wäldern eine ungeheuere Menge gab. Diese Beschäftigung, die unter ihnen ein ernsthafter und wichtiger Gegenstand war, gab dem Körper Stärke und den Lenden eine Gewandheit, die man unter andern Nationen nicht antraf. Auch mag das wohl der Grund seyn, daß in nicht allzuheißen Gegenden ihre Körper ungewöhnlich schlank und von schönem Eben-

maaße waren. Sie waren muskulös und stark, hatten Köpfe, die mit Fleiß platt gedrückt waren, übrigens aber regelmäßige Gesichtszüge. Ihr Blick war, wie ihre Lebensweise, etwas wild. Sie hatten lange, schwarze und etwas dicke Haare; und eine röthlichbraune Haut, die so sehr ihren Beyfall hatte, daß sie, um sie zu erhöhen, sich mit Bärenfett schmierten, und mit Farbe bemahlten.

Ihr Charakter hatte sich durch ihre Lage und Lebensart gebildet, und wurde durch eben diese erhalten. Unaufhörlich beschäftigt, ihr unsichres Leben durch Erlegung wilder Thiere zu erhalten, und zu gleicher Zeit in immerwährende Kriege mit ihren Nachbarn verwickelt, war ihr Temperament wenig zum Frohsinne geneigt, und nicht leicht zur Freude zu stimmen. In ihrem ganzen Wesen erblickte man eine Ernsthaftigkeit, die an Traurigkeit grenzte, und jene flüchtige Lebhaftigkeit, jener hohe Schwung der Seele, der so vielen andern Nationen eigen ist, war bey ihnen nicht anzutreffen, vielmehr hielten sie Alles für erniedrigend. Ihr Betragen war gerade, bescheiden, und flößte denen, mit denen sie sich in Verbindung einließen, eine gewisse Achtung ein. Unbekannt mit den feinen Künsten der Unterhaltung, die uns unbedeutende Dinge auf eine angenehme Art zu sagen und Komplimente zu machen lehrt, um Gegenkomplimente einzuärnten, sprachen sie selten, und nur dann, wenn sie etwas der Mühe werthes zu sagen hatten. Alle ihre Bewegungen, Worte und selbst ihre Blicke wollten etwas sagen, und hatten irgend eine Bedeutung; was man überhaupt bey Menschen findet, die beständig mit mühsamen Arbeiten beschäftigt sind, und die von angenehmen Unterhaltungen ganz und gar keine Kenntniß ha-

ben. Ihre Existenz hing einzig und allein von ihrer Arbeit und Anstrengung ab; ihr Leben, ihre Freyheit, Alles, was ihnen theuer war, konnte in einem einzigen Augenblicke, indem sie die Absichten und Pläne ihrer Feinde aus den Augen ließen, verloren gehen. Sie zogen, da kein Platz für sie mehr Anziehendes hatte, als irgend ein anderer, von einer Stelle zur andern, wo sie mehr Ueberfluß an Lebensbedürfnissen fanden. Dörfer und Städte, die bloß Arbeit und Studium von Wissenschaften bauen lehrte, hatten sie nicht; aus diesem Grunde waren die vielen Stämme oder Nationen in kleine Parthien getheilt und weitläuftig umher, zwischen großen Wüsteneyen, die vor ihrem dermahligen Aufenthaltsorte lagen, und die man, wenn es nicht für Feindseligkeit gelten sollte, nicht überschreiten durfte, und zwischen weltalterjährige und undurchdringliche Wälder zerstreut. Welch ein auffallender Unterschied zwischen diesen und civilisirten Nationen, von denen Tausende um gegenseitigen Bedürfnissen abzuhelfen und gemeinsame Erzeugnisse auszutauschen, ein engeres Band der Gesellschaft um sich zogen.

In jeder dieser kleinern Parthien herrschte eine Art von Regierung, die mit einigen Abänderungen bey allen Uebrigen auf dem ganzen festen Lande eingeführt war. Da ihre Sitten und Lebensart durchgängig dieselbigen waren, so konnte es auch ihre bürgerliche Verfassung seyn. Künste, Reichthümer und Luxus, die Bewegungsgründe, warum in verfeinerten Staaten Einer den Andern sich unterwürfig zu machen sucht, und die so sehr zur Herrschaft reizen, waren dem Amerikaner unbekannt, und er konnte unter seinen Landsleuten auf keine andere Art, als durch persönliche Eigen-

schaften und durch Geistesvorzüge zu einer Art von Auszeichnung gelangen.

Allein, da die Natur unter ihnen mit besondern Vorzügen für Viele eben nicht sonderlich freygebig gewesen, und da keiner eine bessere Art von Erziehung genossen hatte, als der andere, so herrschte auch unter ihnen ein hoher Sinn für Gleichheit und ein unabläßiges Str ben diese Gleichheit unverändert zu erhalten. Daher war Freyheit ihre herrschende Leidenschaft, und jede andere war dieser untergeordnet. In diesem Geiste ward ihre Regierung geführt, und bestand durch ihn fester als jede andere, die nach dem feinstdurchdachten politischen Systeme eingeführt ist. Aber, ungeachtet jenes unerschütterlichen Sinnes für Freyheit, waren sie weit entfernt, eine Oberherrschaft, die sie für gesetzmäßig hielten, nicht anerkennen und ihre Befehle nicht aufs Strengste befolgen zu wollen. Mit Achtung hörten sie die Stimme dessen, den man für den Weisesten hielt; der Jüngere folgte mit Ehrfurcht der Erfahrung des Aeltern, und der war ihr Anführer, unter dessen Fahne sie sich freywillig begaben, dessen Kühnheit ihn vor Andern auszeichnete, und der durch seine militärischen Anstalten sich bisher das Zutrauen der Uebrigen erworben hatte.

In jedem Stamme herrschte entweder ein Einziger, oder das gesammte Corps der Aelteren, und man könnte daher ihre Regierungsform, je nachdem sie sich zu dem Erstern oder zu dem Letztern neigte, monarchisch, oder aristokratisch nennen; in beyden Fällen gründete sie sich jedoch auf überwiegende Talente. In Gegenden, wo Krieg die öftere Landplage war, mußte natürlich das Oberhaupt ein tapferer Mann seyn, denn die Noth-

wen-

wendigkeit einen Anführer zu haben war es ja, die ihn zu dieser Würde erhob, und das immerfortdauernde Bedürfniß des kleinen Staats machte, daß man seine Gewalt und sein Ansehen unterstützen und befördern mußte. Indessen konnte er sich in dieser Gewalt nicht durch Zwangsmittel, sondern bloß durch Freundlichkeit und durch ein kluges Benehmen erhalten; daher man ihn denn auch nicht als Monarchen fürchtete, wohl aber als einen gütigen Vater verehrte. Ein solches Oberhaupt hatte keine Wachen, keine Gefängnisse, er brauchte keine Friedensrichter, aber eine einzige ungerechte Handlung, ein einziger Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, würde ihn augenblicklich um seine Macht und um sein Ansehen gebracht haben.

Im zweyten Falle, nähmlich bey der Regierung der Aeltern, deren Zweck derselbige war, wie bey den vorigen, war die Gewalt eben so ausgedehnt und eben so beschränkt, wie bey jenem. Zwar gab es in einigen Stämmen eine Art von erblicher Aristokratie, die durch eine lange Reihe von Jahren sich Ansehen verschafft und daher auch eine dieser langen Erfahrung angemessene gute Regierung geführt hatte; allein der Grund zu dieser forterbenden Gewalt, die bey civilisirten Nationen vielleicht nützlich seyn kann, nähmlich: daß die Nation die Verdienste der Vorfahren in den Nachkommen ehren will, ist zu fein gedacht, als daß man ihn unter den amerikanischen Stämmen eben sogar häufig hätte finden sollen. Daher war in den meisten jener kleineren Parthieen Alter das Einzige, was Achtung, Einfluß und Folgsamkeit verschaffen konnte; Alter allein gewährt Erfahrung, und Erfahrung ist die einzige Quelle von Kenntnissen unter einem Volke, das von Künsten und

Wissenschaften, die bey uns übrigen die Stelle des Alters vertreten, nichts wußte.

Wichtige Berathschlagungen wurden hier mit einer Einfachheit gepflogen, wie sie uns nur die Kunde der grauen Vorzeit darstellen kann. Die Häupter der Familien versammelten sich auf einem dazu bestimmten Platze, und die, welchen man die meisten Kenntnisse und die größte Beredtsamkeit zutraute, hatten bey diesen öffentlichen Verhandlungen Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen. Der indianische Sprecher sprach in blumenreichen, figürlichen und starken Ausdrücken; seine Worte waren zwar nicht künstlich gesetzt, aber sie wurden durch ausdrucksvolle Gestikulationen erhöht. Wenn das Geschäft vollendet war, so setzten sie auf diese feyerliche Veranlassung einen Festtag an, woran denn fast die ganze Nation Antheil nahm, und die sämmtlichen Vorräthe, die sie hatten, dazu herbeylieferte. Bey jedem dieser Feste wurden Gesänge gesungen, die die theils wahren, theils erdichteten Großthaten ihrer Helden erzählten, auch tanzten sie bey solchen feyerlichen Gelegenheiten, und ihre Tänze waren sämmtlich im kriegerischen Geschmacke. Oft traf es sich auf ihren weitläufigen Zügen nach Nahrung, daß zwey Nationen einander begegneten; herrschte nun zwischen beyden kein Krieg, so betrugen sie sich höchst freundlich und höflich gegen einander; lagen sie aber im Streit mit einander, oder waren sie vorher nicht schon als Freunde mit einander umgegangen — denn Jeder, den man nicht als Freund kannte, wurde für Feind gehalten — so gingen auf der Stelle die Feindseligkeiten mit der größten Erbitterung los.

Krieg und Jagd waren die einzigen Beschäftigungen der Männer; alle häusliche Angelegen-

heiten hingegen, desgleichen der Ackerbau, wo man ihn betrieb, gehörten zu den weiblichen Verrichtungen. Man sollte glauben, daß unter einem Volke, wo es so wenig Eigenthum gab, Krieg eine Seltenheit gewesen seyn müße; allein das war unglücklicherweise nicht der Fall. Oft gab eine ganz unbedeutende Ursache Veranlassung zu Feindseligkeiten. Ein ungefähres Begegnen auf ihren Streifzügen, die Begierde, einen verlornen Freund zu rächen, oder auch wohl die Lust Gefangene zu machen, die mit jagen helfen sollten, waren hinlängliche Gründe, die größten Feindseligkeiten auszuüben. Ihre Kriege wurden entweder unter Privatpersonen, die auf ihre eigene Hand auf Streit ausgingen, oder auch durch den Beschluß eines ganzen Stammes geführt. Im letztern Falle gab jeder junge Mann, der ins Gefecht gehen wollte — denn keiner war dazu gezwungen — dem Anführer, zum Zeichen, daß er ihm beystehen wollte, ein Stückchen Holz.

Alles, was man unternahm, geschah unter vielen Ceremonien, die man für wesentlich und feyerlich hielt, und die, wenn sie einmahl gemacht worden, das Siegel der Verbindlichkeit trugen. So mußte z. B. derjenige, welcher zum Anführer erwählt worden war, einige Tage hintereinander fasten, und sich von aller Gesellschaft entfernt halten. In dieser Zwischenzeit überließ er sich dem Glauben an Glück weissagende Träume, die denn auch die erhitzte Einbildungskraft ganz seinem Wunsche gemäß, herbeyzuzaubern wußte. Dann folgte noch eine Menge abergläubischer Gebräuche, wovon wir nur eines einzigen erwähnen wollen: es war das Aufstellen des Kriegskessels über Feuer; sie wollten durch dieses Symbol den Untergang,

der ihre Feinde erwartete, bezeichnen. Unter einigen Nationen hatte dieses Sinnbild eine ziemlich wichtige Bedeutung, denn sie fraßen wirklich diejenigen, die sie zu Gefangenen gemacht hatten, und späterhin, da sich diese grausame Gewohnheit milderte, behielten sie es wenigstens noch bey, um ihre Wuth gegen ihre Feinde dadurch mehr in Flamme zu setzen. Wenn diese Ceremonie vorüber war, so sandten sie ein irdenes Gefäß, oder eine große Muschelschaale an ihre Bundesgenossen und luden sie ein, sich mit ihnen zu vereinigen, und mit ihnen das Blut ihrer Feinde zu trinken. Und so belebten gleiche Liebe und gleiche Rache Freund und Fremde. Ein kälteres Mittel zwischen beyden war ihnen unbekannt, und man wußte von nichts, als von Freundschaft oder von Feindschaft im höchsten Grade. Das läßt sich auch wohl von ihrer Lage nicht anders erwarten; denn, jemehr die Quelle geselliger Zuneigung eingeschränkt ist, desto ergiebiger und desto wirksamer ist sie. Die Amerikaner wurden daher, weil sie in kleinen Haufen zusammen lebten, und nur wenige Gegenstände und Menschen um sich sahen, für alle diese wenigen Personen und Gegenstände desto enthusiastischer eingenommen, und fühlten sich, so bald sie sie entbehren mußten, desto unglücklicher. Mit zu wenigen Begriffen vertraut, waren ihre Herzen nicht umfassend genug, um sich der allgemeinen Menschenliebe zu öffnen, und man hielt ganz gewöhnliche Menschlichkeit sogar für Schwäche. Aber in eben dem Maaße, wie diese Eingeschränktheit ihrer Begriffe sie grausam gegen ihre Feinde machte, eben so erhöhte sie ihre Freundschaft gegen ihre Freunde und Bundesgenossen, und man wür-

de sich ohne obige Voraussetzung viele ihrer Handlungen schwerlich erklären können.

Wenn sie nun so mit den gewöhnlichen Kriegs-Ceremonien fertig waren, so färbten sie ihr Gesicht mit Kohle schwarz, und bemahlten es mit rothen Strichen, wodurch es ein wildes und fürchterliches Ansehen bekam. Dann vertauschten sie ihre Kleider mit ihren Freunden, und vertheilten, was sie irgend an Sachen von einigem Werthe besaßen, unter die Weiber, die ihnen bis zu einiger Entfernung folgten, als ein Unterpfand ihrer Liebe, im Falle ja ewige Trennung ihr Loos seyn sollte.

Hatte nun die Feindseligkeit wirklich ihren Anfang genommen, so bestanden ihre Hauptkriegstugenden in Wachsamkeit gegen Ueberfall, und in Aufmerksamkeit, wie sie ihrem Feinde einem Vortheil ablauern und ihn überfallen konnten; und in dieser Geschicklichkeit übertrafen die Indianer alle übrige Nationen bey weiten. Gewöhnt an eine wandernde Lebensart, mit Gefühlen, die durch drückende Nothwendigkeit gereizt waren, und ganz der Natur in jeder Rücksicht folgend, hatten ihre äußeren Sinne einen außerordentlich hohen und fast unglaublichen Grad von Schärfe erreicht. Sie konnten ihren Feind in großer Entfernung blos durch den Geruch seines Feuers, und durch die Eindrücke seiner Füße in den Boden, welche europäischen Augen kaum bemerkbar waren, und die sie zählen und mit größter Genauigkeit unterscheiden konnten, auskundschaften. Sie wußten sogar die verschiedenen Nationen mit denen sie bekannt waren, und die genaue Zeit, wie lange sie fort waren, bestimmt aus den Fußstapfen anzugeben, wenn ein Europäer, selbst nicht

einmahl vermittelst geschliffener Gläser, Fußstapfen entdecken konnte. Indessen waren diese Vortheile für sie von geringem Nutzen, denn ihre Feinde wußten das Alles eben so gut. So bald sie nun ausmarschierten, vermieden sie sorgfältig, von irgend einer Sache Gebrauch zu machen, wodurch sie entdeckt werden konnten. So enthielten sie sich z. B. des Feuers, sie lagen am Tage dicht auf dem Boden hingestreckt, und marschierten blos bey Nacht, Mann hinter Mann, und der letzte im Zuge mußte die Fußtapfen mit Blättern bedecken. Wenn sie genöthigt waren, Halt zu machen, um Erfrischungen zu nehmen, so sandten sie jedesmahl Kundschafter aus, um alle Stellen zu untersuchen, wo es möglich war, daß ein Feind verborgen liegen konnte. Auf diese Art rückten sie oft in die Grenzen ihrer Feinde ein, indeß diese gegen Ueberfall unbesorgt, sich auf der Jagd befanden, ermordeten alle Weiber, Kinder und Greise, oder machten, so viel sie deren wegbringen oder gebrauchen konnten, zu Gefangenen.

Hatte aber der Feind zuvor Kundschaft von einem nahen Angriffe eingezogen, und war er ihnen mit gewaffneter Hand entgegen gegangen, so warfen sie sich flach auf den Boden hin unter dürres Laub und Blätter, sprangen dann, so bald sie den Feind in der Nähe hatten, alle auf einmahl auf und drangen unter fürchterlichem Geschrey auf ihn ein. Der Feind erwiederte das Geschrey, und, fiel das Gefecht in einem Walde vor, so zog sich jeder hinter einen Baum, bis er zum Streite fertig war. Dann dauerte das Gefecht fort, bis ein Theil so geschwächt war, daß er nun keinen Widerstand mehr leisten konnte. Blieb aber nach langem Gefecht die Stärke auf beyden

Seiten ziemlich gleich, so konnte der wüthende Geist der Wilden, durch den Verlust ihrer Freunde noch mehr in Flamme gebracht, sich nicht länger halten, er vergaß die gehörige Ordnung des Gefechts und die nöthige Vorsicht, die Streitenden zerstreuten sich, fielen ohne Ordnung mit Keulen und Aexten auf einander los, prahlten mit ihrem Muthe und schmähten den Feind mit den bittersten Schimpfreden. Und nun erschien der Tod unter tausend scheuslichen Gestalten. Keines andern Gedankens als: Rache, fähig, traten sie die Verwundeten mit Füßen, insultirten sogar die Todten, zogen ihnen die Hirnhaut ab, wälzten sich in ihrem Blute und fraßen ihr Fleisch mit einer tollen Gierde. So dauerte das Wüthen fort, bis endlich der letzte Gegenstand ihrer Rache todt zu ihren Füßen niedersank. Dann brachten sie die gemachten Gefangenen, arme unglückliche Geschöpfe, deren Schicksal bey weitem beklagenswürdiger war als das ihrer erschlagenen Freunde, in Sicherheit.

So wie nun die Sieger ihrem Wohnorte näher kamen; erhuben sie ein gräßliches Geheul über den Tod ihrer verlornen Freunde dann schritten sie mit einem melancholischen, stieren und finstern Blicke vorwärts. Vor ihnen her ging ein Bothschafter, der die traurige Kunde des Verlustes verkündigte, und dann kamen die Weiber mit einem fürchterlichen Geschrey über den Verlust ihrer Männer und Söhne ihnen entgegen. Wenn sie nun bis zu ihrer Wohnung gekommen waren, so erzählte ihr Anführer den Aeltern mit trauriger Stimme den ganzen Verlauf des Gefechts, bis auf den kleinsten Umstand; und dann verkündigte der Redner den Vorfall dem gesammten Volke, und nann-

te zugleich die Nahmen der im Gefechte Gefallenen, worauf das Geschrey der Weiber sich von neuem erhub, und selbst die Männer stimmten, je nachdem der Gefallene durch Blut und Freundschaft näher mit ihnen verwandt war, in ihr Klaggeschrey ein. Zuletzt folgte denn die Ausrufung des davon getragenen Siegs; und nun suchte jedermann sein eigenes Unglück zu vergessen und mischte sich in das Triumphgeschrey seines Stammes. Jetzt hörte das Heulen mit einemmahle auf. Die Thränen wurden weggewischt, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit gingen sie vom höchsten Gefühle des Schmerzes zu den lautesten Aeußerungen der Freude über.

Doch wir müssen nun noch der armen unglücklichen Gefangenen erwähnen. Die Behandlung dieser Unglücklichen ist es, was den Wilden vorzüglich als Wilden charakterisirt, was den Gebildeten erschüttert, und was uns die Vorzüge fühlen lehrt, die gebildete Nationen vor jenen ungebildeten haben.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß das Gefühl des Mitleids und der Menschlichkeit bey den Indianern gar nicht zu finden war. So unbeschreiblich groß auf der einen Seite ihre Zuneigung und Liebe zu ihren Freunden war, so wenig fühlten sie aus obigen Grunde, im Gegentheile, daß die Qualen die sie ihren Feinden anthaten, unmenschlich waren. Alle natürlichen Gefühle gingen in ihrer Wuth verloren, und ein einziger, der sie jemahls beleidigt hatte, machte, daß man dieselbige Rache, die man blos gegen ihn hätte nehmen können, an seinem ganzen Stamme ausübte.

In diesem Vorgefühle bereiteten sich denn auch die Feinde, so wie sie gefangen wurden, auf das

traurige Schicksal, das ihrer erwartete, und das sie bestimmt voraus wußten, vor. Derjenige, der einen zum Gefangenen gemacht hatte, brachte ihn nach seiner Hütte; von dort wurde er, nach Anordnung und Vertheilung der Aeltesten, abgeliefert, um die Stelle eines verlornen Mitgliedes ihrer Gemeinheit zu ersetzen. Hatte er nun das Glück, denen, welchen er zugetheilt worden war, zu gefallen, und glaubten sie, daß er ihnen nützlich werden könnte, so wurde er augenblicklich in die Familie aufgenommen, und in jeder Hinsicht als ein Mitglied derselben betrachtet. Wollte es aber das Unglück, daß sie es unnöthig fanden, ihre Gesellschaft zu vermehren, oder hatte der Verlust ihrer Freunde, ihre Wuth auf so hohen Grad gebracht, daß sie beschlossen, an allen denen, die zu diesem Verluste beygetragen hatten, Rache zu nehmen, so war unvermeidlicher Tod ihr Schicksal.

Im letztern Falle nun wurden alle, deren trauriges Loos auf diese Art fiel, zusammengetrieben, und die ganze Nation versammelte sich, als wenn sie ein großes Fest begehen wollten. Man erbaute ein Blutgerüst, band die Gefangenen an Pfähle; diese sangen ihren Sterbegesang und bereiteten sich mit unerschrockenem Muthe zu den ihnen bevorstehenden Qualen vor. Ihre hartherzigen und grausamen Feinde hingegen sannen jetzt auf Mittel, ihren Muth durch die ausgesuchtesten Martern auf die Probe zu stellen. Sie fingen das allmählige Tödten bey den äußersten Theilen des Körpers an, und gingen so nach und nach langsam zu den innersten über. Der eine riß den Gefangenen langsam die Nägel aus, ein Anderer biß mit den Zähnen das Fleisch von seinen Fingern, ein Dritter stopfte das so zerfleischte Glied in eine hochroth

glühende Pfeife und rauchte es wie Tobak. Dann zerquetschten sie Finger und Zehen zwischen Steinen, streiften das Fleisch mit den Zähnen vollends ab, kauten rings um die Gelenke die Haut weg, und bissen ganze Stücken Fleisch aus den muskulösen Theilen heraus. Hierauf versengten sie die blutende Stelle mit glühenden Eisen, und schnitten, brannten und zwickten die Unglücklichen abwechselnd. Wenn denn nun endlich das Fleisch so zerrissen und halb gebraten war, so fraßen sie es bisweilen mit Gierigkeit bis auf den letzten Bissen, indeß das Blut ihre Gesichter beschmierte, und diesen Menschenquälern ein Ansehen gab, das noch weit abscheulicher war, als ihre grausamen Herzen.

Hatten sie nun das Fleisch vollends abgenagt, so zogen sie die Nerven und Sennen über ein Eisen und zerrten so lange, bis sie zersprangen. Andere renkten die Lenden nach allen nur möglichen Richtungen, um die Qualen zu erhöhen. Und so dauerten diese Martern oft fünf bis sechs Stunden fort, und man hat sogar Beyspiele, daß die Standhaftigkeit und die innere Kraft der Wilden sie länger als einen Tag aushielt.

Oft banden sie auch, um die Beschäftigung des Tödtens zu verlängern, das unglückliche Schlachtopfer los, und in dieser Zwischenzeit gaben sie ihrem etwa erschlafften Muthe neue Nahrung, und ersannen neue Mittel, wie sie noch grausamer martern wollten. Dann banden sie es wieder an den Pfahl, und die Grausamkeiten begannen von neuem. Man weiß Fälle, daß der Gefangene in dieser Zeit sogenannter Ruhe in einen tiefen Schlaf verfiel, und nicht anders als durch Feuer daraus erweckt werden konnte. Sobald er nun wieder angebunden war, wurde der ganze Kör-

per mit Holzspänen, die leicht zu entzünden waren, aber langsam brannten, besteckt; man durchbohrte alle Theile des Körpers mit Rohr, brach ihnen die Zähne und riß ihnen die Augen aus, und wenn man denn nun den Körper also zerfleischt hatte, daß er wie eine einzige Wunde aussahe, wenn das Gesicht so zerrissen war, das man keinen Zug menschlicher Aehnlichkeit mehr darin finden konnte, und nun die Grausamkeit ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, dann band man den Unglücklichen los, der nun blind, und ohne Kraft zum Gehen zur Erde taumelte. Man fiel mit Steinen und Keulen über ihn her, und er erduldete jetzt die höchsten Qualen, bis denn endlich einer der Anführer, vielleicht mehr, weil er der Grausamkeit müde als weil seine Rache gesättigt war, ihm mit einem Dolche, oder mit einer Keule, den Gnadenstoß versetzte. Und nun ward zuletzt der todte Körper in den Kessel geworfen, und ein barbarisches Fest machte den Beschluß dieses grausamen Schauspiels.

Wir wissen, daß in den meisten Ländern der Erde das weibliche Geschlecht sich durch einen sanften Charakter und durch einen höhern Grad von Mitleid und Menschlichkeit allgemein auszeichnet; allein in jenen Gegenden übertrafen, wo möglich, die Weiber in solchen Greuelszenen noch ihre Männer; die vorzüglichsten unter ihnen saßen ohne alles Gefühl rings um den Pfahl her und rauchten. Was aber am meisten zu bewundern ist, ist, daß selbst der Unglückliche in den Pausen seiner Martern rauchte, und sich ganz gleichgültig mit den Umstehenden unterhielt. Selbst unter den grausamsten Martern entfuhr ihm nur selten ein Seufzer, und er ertrug Alles mit mehr als menschli-

cher Kraft und Standhaftigkeit. Er behielt seinen Muth völlig in seiner Gewalt, und kein Zug des Gesichts verrieth die Angst, die ihm die grausamsten Martern verursachten. Er erzählte seine sämmtlichen Thaten, und rühmte sich der Grausamkeiten, die er ehedem an den Landsleuten seiner Quäler verübt hatte, und drohte ihnen mit der Rache, die seine Landsleute nach seinem Tode an ihnen nehmen würden. Selbst dann noch, wenn er durch seine fortdaurende Vorwürfe schon bis zur Tollheit erbittert war, fuhr er fort, sie zu schmähen, warf ihnen vor, daß sie ganz und gar nicht verständen, wie sie martern müßten und gab ihnen ganz neue und wirksame Martern an. Diesen Grad von Entschlossenheit hatten sogar die Weiber, und konnten mit dem nähmlichen Gleichmuthe Martern ertragen. Dulden, ohne sein Gefühl des Schmerzes zu verrathen, war der Stolz und der Ruhm eines Indianers; so weit konnten es angeerbte Gewohnheiten und ein wilder Durst nach Ruhme bringen.

So grausam aber auch diese Indianer gegen ihre Feinde waren, eben so innigfreundschaftlich waren sie gegen ihre Freunde, und es gibt in der Geschichte des menschlichen Herzens wohl keinen auffallendern Kontrast, als eben diesen hohen Grad von Freundschaft und Feindseligkeit in ein und derselben Nation. Ersterer erstreckte sich nicht nur auf die, die mit ihnen einen Platz bewohnten, sondern auch auf die, die mit ihnen verbunden waren. Ihre nicht genug deutlichen Begriffe von Privateigenthum, mehr aber noch die Kraft einer eingebornen Zuneigung, mochten wohl diesen hohen Grad von Freundschaft am meisten unterhalten. Sie dienten ihren Freunden nicht nur mit ihren Vermögen, sogar ihr Leben, ihre Ehre, opferten sie

ihnen gern auf. Sie überließen unaufgefordert ihren Gästen ihre Häuser, ihre Vorräthe, ja selbst ihre jungen Weiber. Hatte einer ihrer Freunde auf der Jagd nichts erlegt, war seine Aernte schlecht ausgefallen, war seine Hütte durch Sturm oder Feuer zerstört worden, so fühlte er keine andre Wirkung eines solchen Unglücks, als die, daß er dadurch Gelegenheit bekam, von der Güte und Theilnahme seiner Mitbürger Gebrauch zu machen.

Dahingegen war der Amerikaner gegen die Feinde seiner Nation oder auch gegen den Beleidiger seiner eigenen Person unversöhnlich. Er suchte seine Gefühle zu verbergen und seine Rache kochte so lange, bis er eine schickliche Gelegenheit fand, sie mit einemmahle und mit Gewißheit auszuüben. Keine Zeit war im Stande seine Wuth abzukühlen, und keine Entfernung konnte den Gegenstand seiner Rache schützen. Er erkletterte hohe Gebirge, wand sich durch unwegsame Wälder, wadete durch Sümpfe und durchstrich Wüsteneyen, ertrug Hitze und Frost, Hunger und Durst und Ermattung mit Geduld und Gleichmuth, so bald er nur Hoffnung hatte, seinen Feind unerwartet überfallen, und blutige Rache an ihm nehmen zu können.

Doch das ist, was wir, im Gegensatze des Vorhergehenden, oben über ihre Freundschaft gesagt haben, nur ein schwaches Gemählde dieser so liebenswürdigen Tugend, die unter ihnen in ungleich vollkommneren Grade zu finden war. Ihre Freundschaft erstreckte sich nähmlich nicht blos auf die Lebendigen, sondern auch auf die Todten. War ein Mitglied ihrer Gesellschaft gestorben, so gaben sie ihren innern herzlichen Kummer auf tausendfache Weise zu erkennen.

Eine der merkwürdigsten Ceremonien, die sie

nach so traurigen Veranlassungen hatten, und die zugleich ihren wahren innern Kummer und seine Dauer bewies, war die, welche sie das Fest der Seelen nannten. Dieser Tag des allgemeinen Klagens wurde auf öffentlichen Befehl gefeyert, und keine Sorgfalt gespart, ihn höchst feyerlich zu machen. Auch lud man zu dem Ende die benachbarten Stämme ein, an dieser Feyerlichkeit Antheil zu nehmen.

So bald nun der Tag erschien, wurden alle die, welche seit der letzten Feyer — es geschah immer in acht bis zehn Jahren einmahl — gestorben waren, ausgegraben, und auf den allgemeinen Sammelplatz der Verwesung gebracht. Lafitau beschreibt diese Scene des Schreckens mit folgenden Worten: „Die Eröffnung dieser Grä„ber erregte einen Anblick, der sich nicht beschrei„ben läßt. Man erblickte ein erschütterndes Ge„mählde menschlicher Armseligkeit, die sich in den „tausendfachen Gestalten des Todes, je nachdem „Verwesung minder oder mehr gewüthet hatte, „versinnlichen zu wollen schien. Einige von den „Todten schienen vertrocknet und verwelkt, an an„dern waren die Gebeine wie mit Pergament über„zogen; noch andere sahen aus, als wären sie „gebacken und geräuchert, und verriethen nicht „das geringste Zeichen der Fäulniß: mehrere fin„gen eben an in Fäulniß überzugehen, und die „übrigen waren voll von Würmern und im höch„sten Grade der Verwesung. Und ich weiß in der „That nicht, ob der Anblick dieser Scene des „Schreckens, oder ob die zärtliche Liebe und „Mitleid, die die Lebenden gegen die Verstorbenen „bewiesen, einen stärkern Eindruck auf ein fühlen„des Herz machen mußte. Nichts verdient unsere „Bewunderung mehr, als der sorgsame Eifer und

„Aufmerksamkeit, mit denen sie die traurige Pflicht „ihres letzten Beweises von Liebe und Achtung er„füllten. Mit größter Sorgfalt sammelten sie selbst „die kleinsten Gebeine; sie griffen die todten Kör„per, so eckelhaft sie auch aussahen, an, reinigten „sie von Würmern, und trugen sie, mehrere Tag„reisen weit, auf ihren Schultern fort, ohne unter „der Last derselben zu erliegen, und ohne sich durch „den abscheulichen Geruch abschrecken zu lassen. „Und bey allen diesem hatten sie weiter kein unan„genehmes Gefühl, als das, daß sie Freunde ver„loren hatten, die ihnen im Leben so theuer waren „und die nach ihrem Tode so allgemein betrauert „wurden.“

Hatten sie nun endlich die Ueberbleibsel der Todten in ihre Hütten gebracht, so bereiteten sie zu Ehren derselben ein Fest, an welchem alle ihre Heldenthaten erzählt, und alle die freundlichen Zusammenkünfte mit ihren noch lebenden Freunden mit Achtungsvollem Gefühle nochmahls ins Gedächtniß zurückgerufen wurden. Selbst Fremde, die von fernen Stämmen zu dieser Feyerlichkeit herbeykamen, stimmten dann in ihre wehmuthsvollen Klagen ein, und das ungekünstelte Geheul der Weiber bewies, daß ihr Kummer tief im Herzen lag.

Zuletzt wurden denn die Todten aus den Hütten herausgeschafft um völlig beerdigt zu werden. Man machte eine große Grube in den Boden, und zu einer festgesetzten Zeit kam Jeder, begleitet von seinen Anverwandten und Freunden im tiefsten Stillschweigen daher, und brachte die Ueberbleibsel seines nahen und geliebten Verwandten. Wenn nun die Todten alle herbeygebracht waren, so wurden sie sämmtlich, nebst alle dem, was ihnen im Leben am liebsten gewesen war, und sammt den

Geschenken, die die Fremden ihnen verehrten, in die Grube gelegt, und nun brach das Gefühl des Schmerzes in neuen Strömen aus. Hierauf stieg jeder der Anwesenden selbst in die Grube hinab, und nahm ein wenig von der Erde derselben, die dann von ihnen mit religiöser Sorgfalt aufgehoben wurde, mit sich. Man legte nunmehr die Körper ordentlich neben einander, bedeckte sie mit Thierfellen, breitete Baumrinden darüber, schüttete die Grube mit Holz, Erde und Steinen wieder voll, sagte ihnen zum letztenmahle ein Lebewohl, und ging dann wieder nach Hause.

Wir sagten vorhin, daß die Indianer ihren Todten Geschenke machten von Dingen, darauf sie einen besondern Werth setzten. Die unter ihnen allgemeine Gewohnheit, die man auch in mehrern Ländern der Erde antrifft, die eben keinen Grund ihrer ersten Entstehung angeben können, entstand aus einem rohen Begriffe der Unsterblichkeit der Seele. Dieser Lehrsatz wird von den Amerikanern allgemein angenommen, und war der Grund ihrer ganzen Religion. Sie glaubten nähmlich: daß die Seele, nachdem sie sich vom Körper getrennt habe, noch eine lange Weile über demselben schwebe, und ein Verlangen und Gefallen an und nach allen den Dingen habe, die ihr im Leben lieb gewesen, bis sie endlich diesen traurigen Platz, nach einer gewissen Zeit, verließe, und ihren Flug weit nach Westen in das Land der Geister vornähme. Sie unterschieden sogar in ihrem Glauben die Grade des Zustandes in einer andern Welt, und behaupteten, daß Einige, und vorzüglich berühmte Krieger, in einem zukünftigen Leben einen höhern Grad von Glückseligkeit erlangen, daß sie immer mit glücklichem Erfolge dort jagen und

fischen,

fischen, und überhaupt jedes sinnliche Vergnügen genießen würden, ohne die Beschwerlichkeiten, es sich zu verschaffen, zu erfahren. Hingegen glaubten sie, daß die, welche feig gehandelt, oder im Kriege unglücklich gewesen, in einem zukünftigen Leben äußerst übel daran seyn würden.

Eben so hatte ihr Hang zum Kriegswesen, welcher der Hauptzug ihres Charakters war, auch auf ihre Religion Einfluß. Areskoui, der Gott der Schlacht, war die höchste Gottheit der Indianer. Ihn riefen sie jedesmahl an, bevor sie ins Feld gingen, und, je nachdem er ihren Bitten geneigt zu sein schien, nachdem beurtheilten sie auch den guten oder minder guten Erfolg ihrer Unternehmungen. Einige Nationen unter ihnen verehrten die Sonne und den Mond, unter andern herrschten verschiedene Traditionen über die Entstehung der Erde, und diese hatten wieder eine ganz besondere Götterlehre. Diese Traditionen übertrafen in Rücksicht ihres Unzusammenhängenden, und ihrer Abgeschmackheiten die Fabellehre der Griechen bey weitem. Indeß war Religion eben nicht ein Hauptzug des Charakters der Indianer, denn, wenn sie nicht glaubten unmittelbar und absolut zu den Göttern ihre Zuflucht nehmen zu müssen, so bekümmerten sie sich eben nicht viel um sie, und bewiesen ihnen auf keinerley Weise Verehrung. Dagegen waren sie, wie alle ungebildete Nationen, außerordentlich zum Aberglauben geneigt. Sie glaubten an eine Menge guter und böser Geister, die die Schicksale der Menschen lenken, und in deren Gewalt es stände, sie glücklich oder unglücklich zu machen. So schrieben sie z. B. alle ihre Krankheiten der Macht böser Geister zu, so wie sie im Gegentheile glaubten daß die guten Gei-

ster es sich angelegen seyn ließen, sie von Krankheiten zu befreyen. Die Diener dieser Geister waren die Zauberer, die zu gleicher Zeit auch die Stelle der Aerzte unter den Amerikanern vertraten. Von ihnen glaubten sie, daß sie von den guten Genien, und zwar im Traume, Eingebungen erhielten, so das sie, vermittelst ihres Umgangs mit den Familiargeiste einer jeden Person, den Ausgang einer Sache richtig zu beurtheilen vermöchten, und deßwegen wurden sie auch allgemein zu den Kranken gerufen. Allein diese unsichtbaren Mächte hatten ein außerordentlich einfaches Heilungssystem; sie ließen einen Kranken immer ziemlich auf dieselbe Manier behandeln, wie den andern; und vielleicht ist auch Einfachheit in medizinischen Verordnungen das Beßte für den Patienten, selbst dann, wenn er sich unter den Händen von Männern befindet, die in der Heilkunst große Fortschritte gemacht haben. Die Kur der Indianer bestand in Folgendem: Man schloß den Kranken in ein sehr enges Gemach ein, in dessen Mitte ein glühendrother Stein befindlich war. Auf diesen Stein tröpfelte man so lange Wasser, bis der Patient von den Dunst und seiner eigenen Ausdünstung über und über bedeckt war, dann schleppte man ihn schnell von diesem Schweißbade weg, und warf ihn mit einemmahle in den nächsten Fluß. Durch diese rohe Art von Behandlung wurden freylich viele außerordentliche Kuren gemacht; viele Kranke wurden aber auch durch sie ins Grab gebracht. Diese Zauberer besaßen überdieß auch mancherley Kurgeheimnisse von außerordentlicher Wirkung, und fast jeder Wilde versteht sich gut auf die Heilung der Wunden. Indessen geschah nichts, wo man seine Zuflucht nicht zu Zauberformeln genommen hätte, man glaubte durch sie

den Hülfsmitteln eine besondere Kraft und Wirkung zu verschaffen.

War nun gleich Religion nicht der Lieblingsgegenstand der Indianer, so gab es doch unter ihnen eben so viele religiöse Betrüger, als in jedem andern Lande der Erde zu finden sind: und einige von ihnen betrieben ihr Geschäft wirklich mit vieler Gewandheit und mit gutem Erfolge. Wenn dieser Art Leute sich einmahl bey dem Volke in einen gewissen Kredit und Glauben an ihre übernatürlichen Kräfte gesetzt hatten, so unterstanden sie sich nicht nur, Gesetze und Verordnungen zu geben, sondern sie hatten auch die Dreystigkeit die Geheimnisse der Zukunft enthüllen, und Erscheinungen und Träume auslegen zu wollen. Sie stellten gemeiniglich die zukünftige Welt als einen Aufenthalt vor, der an allem, was man nur wünschen konnte, einen unerschöpflichen Ueberfluß hatte, und behaupteten, daß eine vollkommene und ausgesuchte Befriedigung der Sinne die Belohnung seyn werde, wenn man ihre Vorschriften genau befolgte. Und in diesem Glauben, an die ihnen so süß vorgemahlte Zukunft, gingen auch die Indianer dem Tode mit einer stoischen Gefühllosigkeit entgegen, und die Nachricht, daß sie nur noch ein paar Stunden zu leben hätten, erschütterte sie gar nicht. Ein Amerikaner, der sich an den Pforten der Ewigkeit befand, sprach gewöhnlich zu seiner Familie noch mit voller Gegenwart des Geistes und Gelassenheit, und gab, schon sterbend, den um ihn her stehenden Nachricht, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, mit dem nähmlichen Bewußtseyn, als wenn er bey gesunden Kräften die Geschäfte des folgenden Tages angeordnet hätte.

Diese bisher mitgetheilten Beobachtungen betreffen vorzüglich die ersten Bewohner von Nordamerika; aus unserer Nachricht von den Eroberungen von Mexiko und Peru erhellet, daß die ersten Bewohner von Süd-Amerika von jenen sehr verschieden waren. Diejenigen Bewohner der neuen Welt, welche von den Europäern zuerst entdeckt wurden, unterschieden sich von den so eben Beschriebenen, so wie von den Bewohnern der alten Welt, nicht nur an Farbe und Gesichtszügen, sondern auch dadurch, daß sie eine gänzliche Abneigung gegen alle Beschwerlichkeiten und nicht einmahl Kräfte hatten, sie zu ertragen, so daß, wenn sie mit Gewalt aus ihrer angebornen Unthätigkeit gerissen und zur Arbeit getrieben wurden, sie unter Arbeiten erlagen, die die Bewohner der alten Welt kinderleicht fanden. Diese Schwäche der Leibeskräfte schien in Südamerika ansteckend zu seyn. So verwunderten sich auch die Spanier über ihre außerordentliche Enthaltsamkeit im Essen. Die von der Leibeskonstitution der Eingebornen abhängige Mäßigkeit übertraf bey weitem die strengste Enthaltsamkeit sich kasteyender Einsiedler; den Landeseingebornen hingegen schien der Appetit der Spanier unersättlich, so daß sie behaupteten: ein Europäer könne zehnmahl so viel essen als ein Indianer.

Allein, obgleich die Lebensbedürfnisse der Indianer so ungemein gering waren, so war doch ihr Ackerbau so unbedeutend, daß er nicht einmahl diese wenigen Bedürfnisse befriedigen konnte. Die meisten Südamerikaner thaten nichts weiter, als daß sie einige wenige Pflanzen anbauten, die ein äußerst fruchtbarer Boden und ein warmes Klima ohne sonderliche Mühe zur Reife brachte.

Kurz, die Landeseingebornen von Südamerika sind, im Vergleich mit denen von Nordamerika weit schwächer am Körper, und weniger Kraftvoll am Geiste. Ihr Gemüth ist mehr sanft und Gefühlvoll, allein sie sind auch durch Unthätigkeit und durch einen Hang zu Vergnügungen erschlafft, und furchtsam und unentschlossen in allen ihren Unternehmungen.

In Südamerika hatten die Eingebornen bereits einen Grad von Kultur erlangt; in Nordamerika hingegen war weder Klima noch Boden der Befriedigung irgend einer Art von luxuriösen Bedürfnissen günstig; daher war denn auch der Charakter der Nordamerikaner weit tapferer und von größerer Energie. Indessen werden wir, wenn wir weiter in die Gegenden kommen, die an Cap Horn angrenzen, finden, daß es dort eine eben so tapfere Nation gab, als es nur in Nordamerika geben konnte. Klima hat mehr Einfluß auf die Natur des Menschen, als manche zugeben wollen, und obgleich die guten Eigenschaften der Seele unter jedem Himmelsstriche ziemlich gleich seyn mögen, so wird doch die Energie des Körpers und des Geistes unter manchen Himmelsstrichen Extremen unterworfen seyn. Unter dem Pol wird sie durch außerordentliche Kälte eingeschränkt, unter der Linie durch übermäßige Hitze geschwächt werden; dagegen hat unter den gemäßigten Zonen, in der ganzen bekannten Welt, der menschliche Geist die größten Fortschritte in der Vervollkommnung gemacht, so bald nur besondere Verfassungen und Erziehungsmethoden die natürlichen Fähigkeiten, mit denen er geboren ward, nicht beschränkten, oder sie wohl gar unterdrückten.

Inhaltsanzeige
des
ersten Bandes.

	Seite
Christoph Columbus erste Reise = = = = = =	9
Christoph Columbus zweyte Reise = = = = = =	46
(Hiezu ein Kupfer)	
Christoph Columbus dritte Reise = = = = = =	72
Christoph Columbus vierte und letzte Reise = = =	86
Reisen und Entdeckungen von Sebastian Cabot = =	126
Amerikus Vesputius Reisen und Entdeckungen = =	132
Entdeckungen der Spanier von Columbus Tode an bis zu den Reisen des Fernando Cortez = = =	136
Eroberung von Mexiko durch Fernando Cortez = =	160
Die Eroberung von Peru durch Franz Pizarro = =	183
Hauptcharakter und Beschreibung der ersten Amerikaner	204